

Un seul monde Un solo mondo **Eine Welt**

NR. 2
JUNI 2006
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT

www.deza.admin.ch



**Vergessene Konflikte: Tragödien
abseits von Schlagzeilen, Hilfe und
Menschenwürde**

**Afghanistan: Ein geschundenes Land erholt
sich langsam von einem jahrzehntelangen Krieg**

**Tourismus und Entwicklung: Wo sie sich
beissen – wo sie sich befruchten**

DOSSIER



VERGESSENE KONFLIKTE

Jenseits von Hilfe, Schlagzeilen und Menschenwürde

Wann schafft es ein Ereignis in die Schlagzeilen, wer entscheidet, wo Hilfe geleistet wird, was sind die Konsequenzen für die Betroffenen?

6

Vergewaltigung als Waffe

Abseits der Weltöffentlichkeit schwelt im Ostkongo seit Jahren ein Krieg, bei dem sexuelle Gewalt gezielt als Waffe eingesetzt wird

12

«Entscheidend ist das Engagement der Einzelstaaten»

Der Friedensforscher Lothar Brock im Interview

14

Inhalt

Weibel, bitten Sie Justitia in den Saal!

In Tadschikistan soll mit Schweizer Unterstützung benachteiligten und schwachen Bevölkerungsgruppen der Zugang zur Justiz erleichtert werden

24

FORUM



Sand im Getriebe des Tourismus

Landenteignungen, Sextourismus, Kinderarbeit: Entwicklung und Tourismus scheinen sich oft im Wege zu stehen – doch es geht auch anders

26

Retter der Welt

Der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsh über türkische und russische Migranten, polnische Klempner und chinesische Köche in Berlin

29

HORIZONTE



Silberstreifen am Hindukusch

Seit Jahrzehnten geschunden, erholt sich Afghanistan langsam und erlebt eine zwar weiterhin schwierige doch vergleichsweise glückliche Zeit

16

Leben in Kabul als Single

Jawed Nader über seinen Alltag in Afghanistans Hauptstadt

20

KULTUR



Kino im Urwald – die digitale Chance

Vor allem in Regionen, wo man sich das Filmemachen bis anhin kaum leisten konnte, führt die digitale Bildverbreitung zu einer Aufbruchstimmung

30

DEZA

Menschenrechte und Entwicklung

DEZA-Direktor Walter Fust über die heikle Entwicklungszusammenarbeit im Menschenrechtsbereich

21

Keine Biodiversität ohne Kultur

Mit der Förderung der nachhaltigen Nutzung von Landwirtschaftsprodukten soll auch die Armut der Bauern in den Anden gelindert werden

22

Editorial	3
Periskop	4
Einblick DEZA	25
Was eigentlich ist... Kohäsion?	25
Service	33
Impressum	35

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.



Kann es sein?

«Es kann aber auch sein, dass sie sich so lange hinziehen, dass man sich an sie gewöhnt und gar nicht mehr wahrnimmt.» Eigentlich ein ganz banaler Satz – er steht in diesem Heft auf Seite 14. Doch ist seine Aussage leider nicht nur – im wahrsten Sinn des Wortes – unfassbar, sondern auch zutiefst menschenunwürdig.

Die Rede ist nämlich nicht etwa von Ferien, Auto-kolonnen oder Schlechtwettertagen. Nein, das «sie» bezieht sich auf eine der grössten Schwächen und Unzulänglichkeiten von uns Menschen überhaupt, seit wir die Erde bevölkern: Nämlich die Probleme des Miteinander als soziale Wesen – deren zu sein wir uns ja alle rühmen – nicht im Gespräch und kreativ auf friedliche Weise zu lösen, sondern sie mächtig und gewaltig mittels Kriegen und Konflikten auszutragen. Und diese werden dann, dauern sie eben genügend lange an, vergessen! Natürlich nur von denjenigen, die es nicht direkt betrifft.

Das Resultat: Zum Beispiel rund 1 Million Burmesen und Burmesinnen die im eigenen Land auf der Flucht sind; zum Beispiel rund 20 000 Menschen, die jährlich (!) in Kolumbien dem Bürgerkrieg zum Opfer fallen; zum Beispiel Millionen von Menschen in Tschetschenien, welche seit Jahren in einem völlig rechtsfreien Raum täglich Gräueltaten ausgesetzt sind.

Über die Hintergründe und Abgründe von sogenannten vergessenen Konflikten und Kriegen – man spricht weltweit von rund vierzig – lesen Sie in unserem Dossier.

Nicht nur bei uns nehmen die neuen Informationstechnologien eine immer wichtigere Rolle im Alltag ein. Fast noch ausgeprägter ist dies in Entwicklungsländern zu beobachten. Ein ebenso erstaunliches wie erfreuliches Beispiel lesen Sie auf unseren Kultur-Seiten (ab Seite 30) über die Microcinemas in Peru.

Sie beweisen, dass die rasante Entwicklung modernster Technologien nicht nur benachteiligten und armen Bevölkerungsgruppen zugute kommen kann, sondern diese von Entwicklungsländern gar innovativ genutzt werden und dabei internationales Interesse wecken.

Anregende Lektüre wünscht Ihnen

Harry Sivec

Chef Medien und Kommunikation DEZA

Periskop

Design Continuum



Jedes Kind ein Laptop

(bf) Als Ende vergangenen Jahres Nicholas Negroponte sein Projekt eines 100-Dollar-Notebooks vorstellte, welches die Armen der Welt ans Internet bringen sollte, stiess die Meldung weltweit auf ein gigantisches Interesse. Denn was der clevere Vordenker der digitalen Welt sowie Gründer und Direktor des Media Labs am renommierten Massachusetts Institute of Technology (MIT) bisher an die Hand nahm, hatte trotz Kopfschütteln und zweifelnder Blicke aus der Branche, immer Hand und Fuss. Nun nimmt sein Projekt «One Laptop Per Child» (ein Notebook für jedes Kind) nicht nur technologisch gesehen Formen an, auch hat ihm das UNO-Entwicklungsprogramm seine Zusammenarbeit in Sachen Entwicklung von Technologie und Lehrmitteln zugesichert. Bereits Anfang nächsten Jahres sollen die ersten Geräte einsatzfähig sein. Die billigen und robusten Allerweltscomputer stecken, wen wunderts, voller technologischer Innovationen: Open-Source-Programme, eine Handkurbel (eine Minute Kurbeln erzielt Strom für zehn Minuten arbeiten), neuartiges Display, Flash-Speicher, drahtloser WLAN-Kontakt und vieles mehr.

Von Schülern überflutet

(bf) Trotz oder gerade wegen der Armut boomen in Tansania

die neuen Informations-Technologien. In der Hauptstadt Dar es Salaam schiessen momentan Internet-Cafés wie Pilze aus dem Boden – und werden so gleich von lokalen Sekundarschülern sozusagen überflutet. Diese suchen im Internet ergänzende Informationen zu ihrem Schulstoff, welche in ihren eigenen Schulen nur sehr begrenzt zur Verfügung stehen. Gemäss den Lehrkräften zeitigen die Besuche ihrer Schützlinge im Internet-Café bereits deutliche Folgen: An Prüfungen schneiden die Examinierten in letzter Zeit deutlich besser ab als noch vor einiger Zeit. Gleichzeitig platzt in Tansania der Handy-Markt aus allen Nähten: Bereits haben über 80 Prozent der Bevölkerung Zugang zu einem Mobiltelefon – von den Fischergemeinden am Tanganyika-See über die Baumwollfarmer in Zentral-Tansania bis hin zu den Fischern der Gewürzinsel Sansibar. Letztere

erkunden sich mittlerweile bereits auf hoher See über die verschiedenen Marktpreise. Gibt es beispielsweise zu viel Fisch in Sansibar segeln sie kurzerhand nach Dar es Salaam, um einen besseren Preis für ihren Fang zu erzielen.

Sino-afrikanische Zusammenarbeit

(bf) Die boomende Wirtschaftsmacht China hat Grosses vor mit Afrika. Anlässlich eines Besuchs des chinesischen Aussenministers Li Zhaoxing in Mali Anfang dieses Jahres, stellte dieser Pläne vor, wonach China mit Afrika «eine neue Art strategischer Partnerschaft» eingehen. Von dieser sollen beide Seiten gleichermaßen wirtschaftlich wie kulturell profitieren. Die Absicht Chinas dahinter, so Li Zhaoxing, ist die «Sicherstellung beidseitiger Vorteile im Hinblick auf eine gegenseitige Entwicklung». China plant deshalb unter anderem, seinen Markt für afrikanische Güter zu öffnen, dabei die Zölle für Güter aus einigen der am wenigsten entwickelten Länder Afrikas praktisch ganz aufzuheben und den bilateralen Handel auf «ebenbürtiger Basis» voranzutreiben. Darüber hinaus wird sich die sino-afrikanische Zusammenarbeit auf «Landentwicklung, landwirtschaftlichen Ausstoss, Tierhaltung sowie Nahrungsmittelsicherheit» fokussieren.



Aurore / ifaf



Crash

Angst vor dem Ruhestand

(jls) Die kamerunische Gesetzgebung legt das Rentenalter in der Privatwirtschaft auf 60 Jahre fest, im öffentlichen Dienst je nach Funktion auf 55 oder 60 Jahre. Für viele Arbeitnehmer ist dieser Moment jedoch unerfreulich. Neurentner müssen nämlich mindestens drei Jahre warten, bis sie ihre Pension erhalten. Zunächst gilt es, alle Belege für die Beitragszahlungen zusammenzustellen und von den Rentenverwaltungen beglaubigen zu lassen. Letztere ziehen das Prozedere gerne in die Länge, um vom Antragsteller Schmiergeldzahlungen zu erwirken. Gehen endlich Rentenzahlungen ein, so sind die Beträge so bescheiden, dass eine Familie damit nicht ernährt werden kann. Deshalb sind die Rentner immer auf Arbeitssuche. Dank ihrer Berufserfahrung finden sie eher Arbeit als

die Jungen. Bewachungsfirmen stellen beispielsweise mit Vorliebe ehemalige Polizisten oder Armeeingehörige ein. Um die Pensionierung hinauszuschieben, fälschen manche Arbeitnehmer das Geburtsdatum in ihren Unterlagen. Mit dem Resultat, dass sich in den Büros müde, alte Beamte herumplagen, die noch viele Dienstjahre vor sich haben.

Die Spitalbox

(gn) Gerade 55 Kilogramm wiegen die beiden Kisten, die bei ihrer Präsentation an der British Invention Show in London als Welterfindung des Jahres 2005 gefeiert wurden. Wenn man sie auspackt und auseinanderfaltet, entsteht aus den zwei Boxen ein Minispital mit Zelt, Operationstisch und allem medizinischen Material, das es für gängige Operationen braucht. Damit sollen, so die Absicht des briti-



Giacomo Pirozzi / Panos / Strates

sehen Erfinderteams, Standard-Operationen auch in abgelegenen, medizinisch unterversorgten Gebieten möglich werden. «Wir sind überzeugt», sagt Alexander Bushell, einer der Designer der Spitalbox, «dass wir damit allgemeine Chirurgie von europäischem Standard anbieten können.» Die notwendige Energie liefert eine Autobatterie, die mit Sonnen-

energie aufgeladen wird. Die Basisausrüstung kostet rund 25 000 US Dollar, wird von einem speziell trainierten Dreier-team betrieben und soll nun in einem ersten Feldversuch in abgelegenen Gebieten Nigerias zum Einsatz kommen, wo die Menschen sonst keinen Zugang zu entsprechender medizinischer Behandlung haben.

Jenseits von Hilfe, Schlagzeilen und Menschenwürde



DOSSIER

Somalia

Weltweit gibt es rund 40 sogenannte vergessene Konflikte, Krisen und Katastrophen. Wann schafft es ein Ereignis in die Schlagzeilen, wer entscheidet, wo Hilfe geleistet wird, was sind die Konsequenzen für die Betroffenen? Versuch einer Bestandsaufnahme zwischen Scheinwerferlicht und Vergessen. Von Gabriela Neuhaus.



Holland / Hoeghe / AFP

In der Westsahara tobte bis zu Beginn der 1990er Jahre ein jahrelanger Krieg zwischen den Saharais, die für einen eigenen Staat kämpften, und der marokkanischen und algerischen Armee. Wer erinnert sich? Bis heute leben dort, in einer der unwirtlichsten Gegenden der Erde, 160 000 Flüchtlinge in Zelten und Lehmhütten und hoffen seit dem vereinbarten Waffenstillstand darauf, dass sie ihre Rechte dereinst in einer Volksabstimmung geltend machen können. Eine UNO-Mission sorgt für Ruhe, doch das Problem bleibt ungelöst.

Wie entwickelt sich die Situation nach der gescheiterten Wiedervereinigung von 2004 auf Zypern? Wie ist die aktuelle Lage in Algerien, in Papua-Neuguinea, Myanmar, auf den Philippinen? In all diesen Ländern gibt es ungelöste Konflikte. Menschen werden unterdrückt, verfolgt, misshandelt, umgebracht. Nach wie vor fordert der Bürgerkrieg in Kolumbien jährlich über 20 000 Menschenleben; Zivilisten werden entführt, verschleppt, vertrieben.

In Somalia ist seit 1991 die Verfassung ausser Kraft, Kämpfe zwischen verschiedenen Clans und Kriegsherren fordern täglich Tote. Die Menschen leben in Angst und Elend, hungern, verhungern. Die Liste vergessener Konflikte liesse sich weiter verlängern. Dazu kommen Katastrophen wie zum Beispiel jene von Tschernobyl, unter deren Folgen immer noch Millionen von Menschen leiden. Was weiss die Weltöffentlichkeit davon? Was wird getan?

Tödliche Spirale

Geraten Konflikte und Katastrophen in Vergessenheit, hat dies für die Betroffenen sehr oft fatale Folgen. Bei lange andauernden Krisen versiegen mit der Zeit die Nothilfegelder, die Hilfsorganisationen ziehen sich zurück. Unsichere Situationen werden noch unsicherer, wenn die internationale Aufmerksamkeit und der Druck von aussen entfallen.

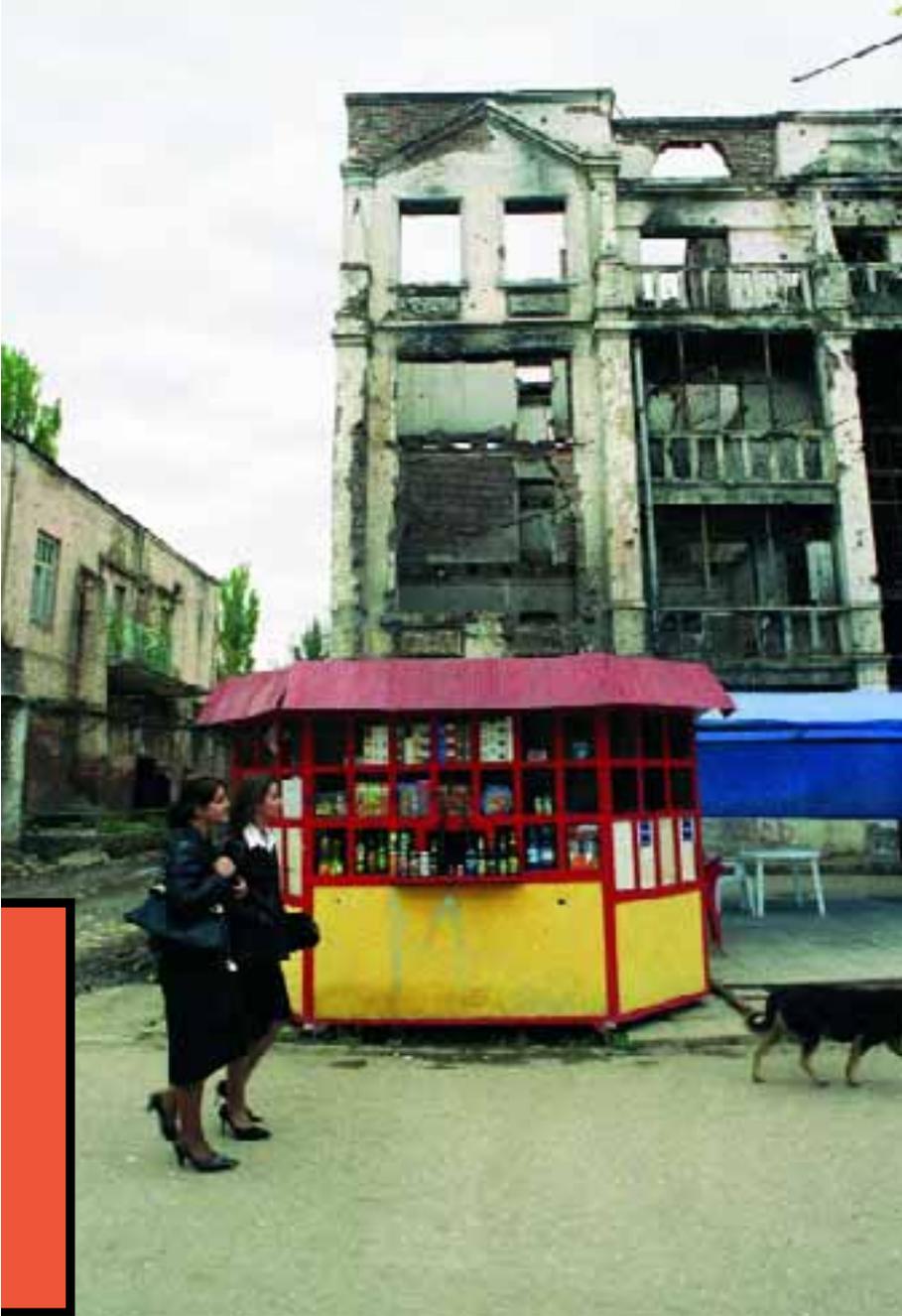
Es gibt keine verbindliche Definition dessen, was unter einem «vergessenen Konflikt» zu verstehen ist. Cristina Hoyos, Leiterin der Sektion Konfliktprävention und Transformation (Copret) bei der DEZA nennt vier Merkmale, die in der Regel einen «vergessenen Konflikt» auszeichnen: Es handelt sich dabei um Regionen mit einer schwachen

Zur Erinnerung: Guatemala

Guatemala ist – nach Haiti – das zweitärmste Land Lateinamerikas. Nach einem 36jährigen Bürgerkrieg und Genozid gegen die indigene Bevölkerung, in dem Tausende von Mayas ermordet und vertrieben wurden, kam es 1996 zur Unterzeichnung eines Friedensabkommens. Seither ist ein langwieriger, äusserst schmerzvoller Versöhnungsprozess in Gang. Naturkatastrophen, wie im Oktober 2005 verursacht durch den Hurrikan Stan, treffen die Bevölkerung des Landes zusätzlich besonders hart.

Zur Erinnerung: Umwelt

Die Wasserressourcen werden immer knapper: Verschwendung und Verschmutzung sind eine Bedrohung für Entwicklung und Frieden weltweit. Der Vormarsch der Wüsten bedroht ganze Völker. Der Raubbau an Wäldern z.B. im Amazonasgebiet führt zu Erosion und Klimaveränderungen. Angesichts der aktuellen Entwicklung von Industrie, Verkehr und Umweltmanagement ist damit zu rechnen, dass die Konzentration des Treibhausgases CO₂ bis ins Jahr 2010 um weitere 36 Prozent zunehmen wird.



Gehen kriegerische Konflikte (links), Naturkatastrophen wie beispielsweise Überschwemmungen (rechts) oder technologische Katastrophen wie diejenige von Tschernobyl (siehe Seite 11) «vergessen», hat dies für die Bevölkerung noch fatalere Folgen als sonst schon

den Gräueltaten und der daraus resultierenden akuten Notsituation in Darfur zu. In der Zwischenzeit ist die Lage im Süden wesentlich bedrohlicher geworden als dies noch vor zwei Jahren der Fall war. Dies gefährdet nicht nur den dringend notwendigen Aufbau von Infrastruktur und die Rückkehr von Flüchtlingen – es gibt auch Stimmen, die von akuter Kriegsgefahr sprechen. Auch in der Demokratischen Republik Kongo dauert die Unsicherheit, trotz Übergangsregierung und für Ende Juni angesagten Wahlen, an. In der ganzen Region der Grossen Seen, betroffen sind insgesamt sieben Länder, gibt es eine Reihe von teils heissen, teils latenten Konflikten, deren Ursprung bis in die Kolonialzeit zurückgeht. Heute überlagern sich dort ethnische Konflikte mit wirtschaftlichen Interessen und einer Kriegswirtschaft, die jeder Rechtsstaatlichkeit spottet. Darüber berichtet wird nur punktuell.

Die wichtige Rolle der Medien

Damit ein Konflikt oder eine Katastrophe internationale Beachtung findet, braucht es die Medien. «Die internationalen Medien spielen eine grosse Rolle, machen Konflikte sichtbar und können Meinungen schaffen», ist Cristina Hoyos überzeugt. Die meisten Akteure sind sich heute dessen bewusst und versuchen deshalb, die Berichterstattung in ihrem Interesse zu lenken.

Dies ist der Fall, wenn sogenannte «eingebettete Journalisten» mit US-Soldaten in den Irakkrieg ziehen. Aber auch, wenn der UN-Hilfskoordinator Jan Egeland einen Aufruf für Hilfeleistungen veröffentlicht oder wenn die DEZA Journalistinnen und Journalisten in ein Krisengebiet einlädt. Roger Blum, Direktor des Instituts für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Bern, relativiert allerdings die Wirkung solcher Massnahmen: «Die Medien spielen dann eine grosse Rolle, wenn sie quasi unisono über den gleichen Konflikt berichten. Dies ist aber erst dann der Fall, wenn die angelsächsischen Medien wie AP, Reuters oder CNN einen Konflikt entdecken.» Damit die Massenmedien ein Thema aufnehmen, braucht es zudem gewisse Voraussetzungen. Je weiter weg, desto schlimmer muss ein Konflikt sein, desto mehr Tote braucht es, um Schlagzeilen zu generieren. Wo US-amerikanische oder europäische Interessen involviert sind, ist auch das Interesse der westlichen Medien grösser. Ein eindrückliches Beispiel, wie das Wechselspiel

Tschetschenien

Zur Erinnerung: Myanmar

Myanmar wird von einer Militärdiktatur regiert. Das Land zählt weit über 1000 politische Gefangene, unter ihnen die Oppositionsführerin und Friedensnobelpreisträgerin von 1991 Aung San Suu Kyi. Infolge ethnischer Konflikte und staatlicher Repression leben heute rund eine Million Burmesen als intern Vertriebene, weitere 180000 in thailändischen Flüchtlingslagern (siehe *Eine Welt* 4/2005). In den verschiedenen Konfliktparteien kämpfen schätzungsweise 60000 Kindersoldaten. Mit einer Produktion von gegen 300000 Tonnen Heroin pro Jahr ist Myanmar weltweit der zweitgrösste Drogenproduzent.

Staatsmacht und einem vielschichtigen Konflikt, die wenig oder gar keine Entwicklungsgelder erhalten und oft ausserhalb der geopolitischen Interessen stehen.

Besonders gefährdet sind Länder, die sich in einer Übergangssituation von einem akuten Krieg zum Frieden befinden. Entsprechende Befürchtungen hat Cristina Hoyos zum Beispiel bezüglich Afghanistan, wo zwar momentan die internationale Gemeinschaft noch präsent ist und wo die Gelder gleichmässig reichlich fliessen.

«Der Aufbau eines funktionstüchtigen Staates kann 20 Jahre beanspruchen», schätzt Cristina Hoyos. «Die Medien sind aber schon heute nicht mehr so präsent. Im Laufe der Jahre werden sich dann wahrscheinlich viele Geber verabschieden, was zu einem gefährlichen Vakuum und zu einem Rückfall in einen akuten Konflikt führen kann.»

Diese Gefahr besteht zum Beispiel momentan im Südsudan. Nach dem Friedensabkommen von 2003 verschwand diese Region weitgehend aus den Schlagzeilen, die Weltöffentlichkeit wandte sich



Indien



Somalia



Kongo

zwischen Ereignis, Medien und Öffentlichkeit funktioniert, war der Tsunami Ende 2004 in Asien. Dieser wurde medienpolitisch quasi zu einem Selbstläufer: Tod und Zerstörung in einer bekannten Tourismusregion und die vielen Opfer aus reichen Ländern führten zu einer besonders breiten Berichterstattung und entsprechender Anteilnahme. Der Tsunami erfüllte in praktisch einzigartiger Weise alle Komponenten, die eine «gute Boulevardgeschichte» verlangt – entsprechend waren die Reaktionen. Die Spendengelder flossen in nie gekanntem Ausmass, überproportional viele Programme und Projekte der humanitären Hilfe wurden in der Region lanciert. Know-how, Kräfte und Gelder, die möglicherweise anderswo ebenso gebraucht würden.

Damit wird die Schattenseite dieser Symbiose zwischen Medien und Engagement der internationalen Gemeinschaft deutlich. Während mit «öffentlichkeitstauglichen Katastrophen» relativ effizient Gelder und Hilfseinsätze generiert werden können, werden Menschen in Krisen und Konflikten, die keinen «News-Wert» haben, ihrem Schicksal überlassen.

Dieses Problem zieht sich durch die ganze humanitäre Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit: Akute Notsituationen und Katastrophen wecken Emotionen, die Hilfsgelder fliessen lassen, während es viel schwieriger ist, die Herzen der Geldgeber für die Unterstützung von unspektakulärer Aufbau- und Präventionsarbeit zu gewinnen.

Zur Erinnerung: Tschetschenien

Mit der Ausrufung von Tschetscheniens Unabhängigkeit im Jahr 1991 verschärften sich die Spannungen zu Moskau, 1994 kam es zum ersten Tschetschenien-Krieg. Seither herrschen in der Kaukasusrepublik praktisch ununterbrochen Krieg, Chaos. Die Hauptstadt Grosny wurde fast vollständig zerstört. Eine Lösung des Konflikts ist nicht in Sicht – der Zermürbungskrieg zwischen russischen Truppen und tschetschenischen Rebellen hat einen rechtsfreien Raum geschaffen, niemand ist mehr sicher, Gräueltaten sind an der Tagesordnung, ein «normales Leben» ist unmöglich geworden.



Team Veleen / Panos / Strates



Teit Hornbak / Still Pictures



Restak Pictures / lat



OnAsia / lat

Kolumbien und Somalia (oben), Guatemala und Myanmar (unten)

Aktiv das Vergessen bekämpfen

«Die Medien haben eine grosse Verantwortung, die sie aber oft nicht wahrnehmen. Auch Medien können sich in den Dienst des Friedens und der Entwicklung stellen», stellt Cristina Hoyos fest. Vor allem bedauert sie, dass über Probleme praktisch nur berichtet werde, wenn sie schlagzeilentauglich seien. Dies stimmt in der Tat sehr oft, vor allem für Massenmedien wie Fernsehen, Boulevardzeitungen und Publikumszeitschriften, während laut Roger Blum Analyse- und Hintergrundberichte in Elitemedien, Qualitäts-Zeitschriften und beim öffentlichen Radio in den letzten 30 Jahren zugenommen haben.

Eine wichtige Funktion misst Roger Blum den Zeitschriften und Publikationen der Hilfs- und Entwicklungsagenturen sowie der Nichtregierungsorganisationen (NGOs) zu, die zwar nur eine kleine, bereits sensibilisierte Leserschaft erreichen, durch ihre Informationsarbeit aber einen Schneeballeffekt auslösen können. Einen wichtigen Anteil im Bereich der Sensibilisierungsarbeit leisten heute aber auch die Akteure selber.

Humanitäre Organisationen wie zum Beispiel Ärzte ohne Grenzen, UN-Organisationen wie das Büro für die Koordination humanitärer Angelegenheiten (OCHA), aber auch die humanitäre Hilfe der DEZA treten heute vermehrt als «Anwälte» auf und versuchen aktiv, das Vergessen zu bekämpfen und Themen in der öffentlichen Diskussion und in den Medien zu lancieren.

In Gebieten mit latenten Krisen oft als einzige vor Ort, sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von humanitären Organisationen dazu prädestiniert, Entwicklungen frühzeitig zu erkennen und zu kommunizieren. In diesem Kontext sind z.B. auch die Aufrufe von UN-Hilfskoordinator Jan Egeland zu verstehen, die aber meist erst Wirkung zeigen, wenn ein Konflikt oder eine Katastrophe bereits voll im Gang ist.

Vom Wissen zum Handeln

Hilfsgelder fließen in der Regel erst, wenn Bilder und Berichte von verhungerten Kindern oder ermordeten Menschen in den Medien auftauchen. «Mir machen vor allem jene Konflikte Angst, die ich ausblenden muss, weil uns zu ihrer Bekämpfung keine Mittel zur Verfügung gestellt werden», sagt Roland Anhorn, Mitarbeiter der humanitären Hilfe der DEZA.

Besondere Sorgen bereitet ihm zurzeit die anhaltende Trockenheit in Afrika. Bereits Ende 2005, Anfang 2006 forderte sie Todesopfer, Hilfsmassnahmen von grossem Ausmass wären notwendig, um noch Schlimmeres zu verhindern. Angesichts der vorhersehbaren Entwicklung und der unsicheren politischen Lage wisse man bereits heute, dass es in Zentralafrika zu einer riesigen humanitären Katastrophe kommen werde. Doch weder in der Schweiz noch international würden heute schon die notwendigen Mittel gesprochen, sind sich die Kenner der Region einig.

Zur Erinnerung: Kolumbien

In einem seit über 40 Jahren schwelenden Bürgerkrieg, der in den 1990er Jahren in Zusammenhang auch mit dem Drogenhandel eskalierte, starben über 200 000 Menschen eines gewaltsamen Todes. Der seit 2002 eingeleitete Friedensprozess zwischen Regierung, Paramilitärs und Rebellen kommt langsam voran. Noch immer werden täglich Menschen entführt und ermordet, obwohl sich die Situation im Vergleich zu den Vorjahren etwas verbessert hat. Allein im Jahr 2005 sind schätzungsweise 3000 Menschen verschwunden – für viele Kolumbianer ist Sicherheit ein Fremdwort. Rund 300 000 Kolumbianerinnen und Kolumbianer leben als Flüchtlinge im Ausland (Siehe auch *Eine Welt* 1/2006).



Pueschner / laif



Julio Elcharri / Still Pictures



Holland / Hoogbe / laif



Andrew Beata / Still Pictures

Tschetschenien und Westsahara (oben), Kongo und Tschernobyl, Ukraine (unten)

Wissen allein genügt aber nicht, erst wenn damit auch Handeln verbunden ist, besteht Hoffnung auf Besserung. Hier machte auch die DEZA in den letzten Jahren die Erfahrung, dass sich entsprechende Lobbyarbeit sowohl im eigenen Land wie auf internationaler Ebene, namentlich bei der UNO, durchaus lohnen kann. So wurden zum Beispiel die Massenvergewaltigungen im Ostkongo dank hartnäckiger Informationsarbeit und «Advocacy» auf allen Ebenen zu einem internationalen Thema (siehe Artikel S. 12).

Wo die DEZA Büros und Verträuenspersonen vor Ort hat, kann in sogenannten vergessenen Regionen wichtige Arbeit geleistet werden. In Tschetschenien zum Beispiel, ist die Präsenz der Schweiz deshalb von besonderer Bedeutung, weil sonst kaum noch ausländische Organisationen präsent sind, die das Geschehen beobachten und rapportieren können. Der Einsatz der humanitären Hilfe allerdings hat in erster Linie die Aufgabe, die Opfer in einer Notsituation zu betreuen. Für eine nachhaltige Verbesserung der Situation braucht es ein gutes Zusammenspiel zwischen den humanitären Helfern, der Entwicklungszusammenarbeit und politischen Interventionen.

Vergessene Themen

Jährlich werden in Brasilien 14 000 Quadratkilometer Urwaldfläche zerstört; Abholzung und industrielle Verschmutzung gefährden die Biodiversität in der ganzen Andenregion. Erosion und Um-

weltverschmutzung sind Bedrohungen, von denen heute kaum mehr jemand berichtet. «Nach dem Umweltgipfel von Rio, in den 1990er Jahren, waren diese Themen en vogue – seit dem 11. September 2001 dominiert aber die Sicherheitsdebatte das ganze Weltgeschehen, andere wichtige Themen sind in Vergessenheit geraten», stellt Cristina Hoyos fest.

Das gleiche gilt für die Migration. «Vor allem in Konfliktländern, wo Millionen von Menschen auf der Flucht sind, wird dieses Thema völlig ungenügend angegangen», sagt Hoyos. Als weitere «vergessene Themen», bei denen die DEZA versucht Gegensteuer zu geben, nennt sie die Problematik von Kleinwaffen, mit denen weltweit 90 Prozent aller Tötungen begangen werden sowie das Thema Jugend, Jugendarbeitslosigkeit und Kindersoldaten.

Heute spricht man von weltweit rund 40 vergessenen Konflikten und Themen. Das Scheinwerferlicht der Medien und mit ihnen das Interesse der Weltöffentlichkeit wird sie nie alle erfassen. Nur mit unermüdlicher Sensibilisierungsarbeit und einer Politik der kleinen Schritte, wie sie von vielen humanitären Organisationen und der UNO heute teilweise bereits betrieben wird, besteht Hoffnung, dass die betroffenen und bedrohten Menschen nicht ganz in der Vergessenheit verschwinden. ■

Zur Erinnerung: Flüchtlinge

Nach einer Statistik des U.S. Committee for Refugees gab es anfangs 2004 weltweit rund 12 Millionen schutzbedürftige Flüchtlinge und Asylsuchende. Sieben von zehn Schutzsuchenden finden Asyl in Entwicklungsländern, welche die grösste Last sowohl für die Betreuung von intern Vertriebenen wie auch von Flüchtlingen tragen. 80 Prozent aller Flüchtlinge sind laut Angaben von «Ärzte ohne Grenzen» Frauen und Kinder, die Gewalt und vor allem sexueller Gewalt besonders stark ausgesetzt sind.

Vergewaltigung als Waffe



Seit Jahren schwelt im Ostkongo ein Krieg, den die Weltöffentlichkeit kaum wahrnimmt. Dabei wird sexuelle Gewalt an Frauen und Mädchen gezielt als Waffe eingesetzt. Seit Hilfsorganisationen diese Gräueltaten zu einem Thema gemacht haben, können Betroffene wieder hoffen.

(gn) Das DEZA-Engagement für Opfer von sexueller Gewalt im Ostkongo begann mit einem Hilferuf: Im Oktober 2002 wandte sich eine Gruppe von Frauen ans Kooperationsbüro in der burundischen Hauptstadt Bujumbura. Die Frauen suchten nach Unterstützung, um Gewaltopfer aus der nahe gelegenen kongolesischen Stadt Uvira in Sicherheit zu bringen.

Innerhalb von zehn Tagen war Uvira damals von fünf verschiedenen Milizgruppen überrollt worden. Eine Waffe, die von allen Kriegsparteien gleichermaßen eingesetzt wurde, waren Vergewaltigungen. Allein in diesen zehn Tagen wurden in Uvira weit über 1000 Frauen und Mädchen Op-

fer sexueller Gewalt. Der Leiter des DEZA-Büros in Bujumbura, Jean Mutamba, reagierte sofort und ermöglichte eine erste Nothilfe für 500 Vergewaltigungsopfer. Dies war der Auslöser einer breiten Sensibilisierung für das Thema der sexuellen Gewalt, von dem man zwar auch aus anderen Kriegen wusste, dessen Ausmass für die Region der Grossen Seen aber bisher kaum wahrgenommen wurde.

Schweigen brechen

Bald war klar, dass die Ereignisse in Uvira kein Einzelfall waren. Als die Gräueltaten aus der Grenzstadt publik wurden, meldeten sich Frauen aus an-

deren Teilen des Landes, die ähnliches berichteten. Seit 2002 haben allein die Partnerorganisationen der DEZA im Ostkongo über 17 000 Frauen, die Opfer von sexueller Gewalt geworden sind, betreut.

Bei der DEZA erkannte man schnell, dass hier Hilfsmassnahmen in grösserem Rahmen nötig waren. «In Anbetracht der Horrorberichte, welche uns aus Uvira erreichten, durften wir nicht wegschauen», fasst Roland Anhorn, Verantwortlicher für die Region der Grossen Seen bei der humanitären Hilfe der DEZA, zusammen. Ein Kredit von 800 000 Franken ermöglichte in den letzten zwei Jahren den Aufbau des Programms «Frauen und Kinder, Opfer sexueller Gewalt» im Ostkongo und in Burundi. Zudem wurde das Kooperationsbüro in Bujumbura personell verstärkt.

In der Folge konnten, in enger Zusammenarbeit mit lokalen Partnerorganisationen, in fünf Regionen Projekte aufgebaut werden. Nebst der medizinischen Nothilfe und Versorgung ist vor allem die psychosoziale Betreuung der Betroffenen von grösster Wichtigkeit. Tausende von Frauen und mit ihnen ganze Familien wurden durch die zerstörerischen Vergewaltigungen traumatisiert, viele wurden auch mit dem HI-Virus angesteckt.

Oft werden die Opfer von ihren Angehörigen verstossen, sie fühlen sich krank, zerbrochen und können ihre zentrale soziale Rolle in Familie und Gesellschaft nicht mehr ausfüllen. «Viele unserer Ansprechpartnerinnen beklagen sich darüber, dass die Welt sie vergessen habe», sagt Ann-Kathrin Bohnert, die während eineinhalb Jahren als Assistentin im Programm gegen sexuelle Gewalt gearbeitet hat. «Im Ostkongo gibt es weder eine Infrastruktur noch ein Rechtssystem, das die Menschen schützt. Lange konnten die Opfer auch mit niemandem über die Vergewaltigungen reden.» Eine wichtige Neuerung brachten die zahlreichen, in der ganzen Region verstreuten kleinen Zentren, die sogenannten Maison d'écoute, wo Vergewaltigungsopfer Betreuung finden und wo sie sich auch mitteilen können.

Publizität schützt

«Das Projekt gab den Frauen die Möglichkeit, das Schweigen zu brechen. Erstmals konnten sie darüber sprechen, ihre Stimmen wurden gehört. Damit schöpften sie auch Hoffnung auf Hilfe», fasst Ann-Kathrin Bohnert zusammen. Hilfe, die nun von zahlreichen lokalen und internationalen Organisationen geleistet wird, darunter nach wie vor die DEZA. Sie unterstützt auch weiter führende Projekte, die den Frauen einen neuen ökonomischen Start ermöglichen und arbeitet vor allem auf



Ullmannok / laif

dem Gebiet der Sensibilisierung und Anwaltschaftlichkeit (Advocacy).

Mit Unterstützung des DEZA-Programms wagten bis heute rund 200 Vergewaltigungsopfer, einen Prozess gegen ihre Peiniger anzustreben. Ein sehr schwieriges, für die Betroffenen belastendes Unterfangen, oft mit geringen Erfolgchancen. Das Netzwerk «Synergie des femmes pour les victimes des violences sexuelles» in Goma hat beim Transitionsparlament in der Hauptstadt Kinshasa einen Gesetzesentwurf eingereicht, der künftig einen besseren Schutz gegen sexuelle Gewaltverbrechen bieten soll.

Justine Masika, die Koordinatorin von Goma, hielt vor den Generalstaatsanwälten einen Vortrag zum Thema und in Bunia arbeitet eine Gruppe von Frauen an der Sensibilisierung bewaffneter Milizen. «Ich bin immer wieder beeindruckt, mit welchem Engagement und Mut die Kongolesinnen die Dinge beim Namen nennen und kämpfen. Sie setzen sich damit grossen Risiken aus», sagt Ann-Kathrin Bohnert. Möglich wurden solche Schritte erst, nachdem die Vergewaltigungsopfer international zu einem Thema geworden waren.

Auch Medien wie die CNN hätten dabei eine wichtige Rolle gespielt: Die internationale Publizität schützt die Akteurinnen in der Demokratischen Republik Kongo und der internationale Druck verhilft ihnen zu einer neuen Stellung. Damit besteht heute Hoffnung, dass sowohl die Verarbeitung des Vergewaltigungstraumas wie auch die Präventionsarbeit im Ostkongo langfristig und lokal angegangen werden. ■

Opfer erzählen

«In jener Nacht, etwa um zwei Uhr morgens, war ein Angriff auf unser Dorf. Fünf bewaffnete Männer drangen in unser Haus ein. Ich war zusammen mit meinem Mann und meinen Kindern, aber sie nahmen mich mit in den Busch und zwangen mich, auf den Boden zu liegen und meine Beine zu spreizen. Dann vergewaltigten mich alle fünf, bis ihre Lust gestillt war. Danach trugen sie mich zurück ins Dorf. Mein Haus war niedergebrannt und die Kinder geflohen.»
32jährige Kongolesin, vergewaltigt im März 2003

«Seit ich im August 2002 vergewaltigt worden bin, lebe ich in Angst. Mein Mann hat mich verlassen und mit acht Kindern allein gelassen, zwei von ihnen sind seither verhungert. Ich selber habe viel Gewicht verloren. Ich kann nicht mehr schlafen und habe keine Kraft, nach den Kindern zu schauen. Mein Mann sagte, dass er mich vielleicht zurücknehmen wird, wenn ich wieder gesund bin. Aber vielleicht hat er jetzt schon eine andere Frau.»
Kongolesin, November 2003

«Entscheidend ist das Engag

Ob die internationale Gemeinschaft die Augen verschliesst oder ob sie ein Ereignis ins Schweinwerferlicht rückt: Alles hat Folgen. Deshalb müssen Massnahmen im heiklen Umfeld der Konfliktbewältigung und -prävention besonders sorgfältig geprüft werden, fordert der Friedensforscher Lothar Brock. Interview von Gabriela Neuhaus.



Lothar Brock, 67, studierte Politikwissenschaften, Neuere Geschichte und Öffentliches Recht an der Hochschule des Saarlandes und der Freien Universität in Berlin. Von 1979 bis 2004 war er Professor für Politikwissenschaften mit Schwerpunkt Internationale Beziehungen an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Seit 1981 ist Brock Projektleiter an der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung und seit 1992 Vorsitzender der Kammer der Evangelischen Kirche in Deutschland für nachhaltige Entwicklung. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Friedenstrategien, Ungleichentwicklung (Nord/Süd-Konflikte) sowie «Neue Kriege». Lothar Brock ist auch Mitglied im International Review Panel des NCCR «North South» des Schweizerischen Nationalfonds.



Somalia

Eine Welt: Wann und weshalb werden Konflikte «vergessen»?

Lothar Brock: Zu Zeiten des Ost/West-Konflikts galten viele gewaltsame Auseinandersetzungen in der damals sogenannten Dritten Welt als Stellvertreterkriege. Sie fanden daher eine breite Beachtung. Als der Ost/West-Konflikt vorbei war, ging das Interesse an diesen Kriegen und Konflikten zurück. Dazu trug auch das Aufkommen neuer Kriege und Konflikte bei, die zum grösseren Teil mit unglaublicher Brutalität ausgetragen wurden. Diese Kriege und Konflikte standen in völligem Widerspruch zu den Erwartungen, die das friedliche Ende des Ost/West-Konflikts ausgelöst hatte. Kriege und Konflikte werden also vergessen, wenn sie aufgrund veränderter weltpolitischer Rahmenbedingungen nicht mehr als bedeutsam erachtet werden oder wenn sie von anderen Kriegen und Konflikten überlagert werden. Es kann aber auch sein, dass sie sich so lange hinziehen, dass man sich an sie gewöhnt und gar nicht mehr wahrnimmt.

Der Bürgerkrieg in Angola war ein solcher Konflikt. Von wem werden Kriege und Konflikte vergessen, wer sind die Handelnden oder Nicht-handelnden?

In erster Linie ist die viel zitierte «internationale Gemeinschaft» in Gestalt der Vereinten Nationen zu nennen. Was die Vereinten Nationen tun, hängt aber letztlich von den Mitgliedsländern ab, die sich zwar einerseits als Repräsentanten der «internationalen Gemeinschaft» verstehen, andererseits aber jeweils eigene Interessen verfolgen. Was als eigenes, nationales Interesse gilt, wird nicht nur von den Regierungen selbst bestimmt, sondern auch von der innerstaatlichen und der internationalen Öffentlichkeit. Hier sei an den Bürgerkrieg in Somalia erinnert. In diesem Land kam es erst unter dem Druck einer intensiven Presse-Berichterstattung zu einem verstärkten internationalen Engagement. Als dieses Engagement in Gestalt einer militärischen Intervention sich als erfolglos erwies, entstand wiederum ein starker öffentlicher Druck, sich

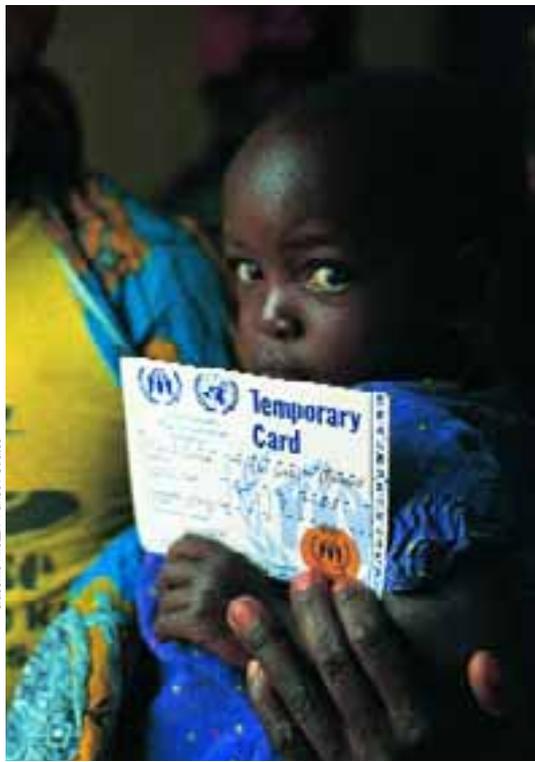
ement der Einzelstaaten»

aus dem Land zurückzuziehen. Anschliessend wollte die Öffentlichkeit in den intervenierenden Staaten von dem Konflikt in Somalia nichts mehr wissen. Sie «vergass» den Krieg, und mehr noch: Sie verdrängte ihn. Die Folgen waren dramatisch: Als sich zwei Jahre später der Konflikt in Ruanda zuspitzte, schloss man vor der Gefahr die Augen in der Hoffnung, dass sie vorübergehen möge, was sie bekanntlich nicht tat. 800 000 Menschen verloren ihr Leben.

Was und wem nützt es, wenn ein Konflikt aus dem «Vergessen» ins Scheinwerferlicht der Weltöffentlichkeit gerückt wird?

Die Antwort ist nicht ganz leicht. Nehmen wir noch einmal als Beispiel den Ost/West-Konflikt. Die Aufmerksamkeit, die den Konflikten im «Süden» zu jener Zeit als «Stellvertreter-Kriege» zukam, heizte die Konflikte an. Als mit dem Ende des Ost/West-Konflikts das Interesse an den Auseinandersetzungen im Süden zurückging, gingen den beteiligten Konfliktparteien schnell die Ressourcen aus, die sie für die Kriegsführung brauchten. Deshalb förderte das Abflauen des internationalen Interesses die Beendigung der Kampfhandlungen in einer Reihe von Fällen. Die zugrunde liegenden Probleme waren aber nicht gelöst. Tatsächlich flammten viele Kriege wieder auf, wobei die Kriegsparteien angesichts ausbleibender Unterstützung von aussen jetzt dazu übergingen, ihre Kosten zu minimieren, z.B. durch den Einsatz von Kindersoldaten. Das zeigt, dass jedes externe Engagement gegenüber Kriegen und Konflikten genauso wie das «Vergessen» problematische Wirkungen zeitigen kann. Daraus sind zwei Lehren ge-

Burundi



Giacomo Prozzi / Panos / Strates



Elizabeth Darzi / Keystone

Nepal

zogen worden: Die Notwendigkeit, nicht-beabsichtigte Folgewirkungen des eigenen Verhaltens in die Strategiebildung einzubeziehen und die Notwendigkeit, mehr für die Friedenskonsolidierung zu tun.

Wie kann dem «Vergessen» von Konflikten entgegengewirkt werden? Welche Rolle spielen die Medien, die Vereinten Nationen, einzelstaatliche Entwicklungsagenturen und Nicht-regierungsorganisationen?

Die Generalversammlung der UNO hat sich im September 2005 dazu bekannt, dass die Staaten eine Verantwortung für den Schutz von Menschen vor unrechtmässiger Gewalt hätten. Diese Verantwortung trägt jeder einzelne Staat für die eigene Bevölkerung, aber auch die «internationale Gemeinschaft», sofern die Einzelstaaten die Schutzverpflichtung nicht wahrnehmen können oder ihr bewusst zuwider handeln. Damit ist zumindest konzeptionell die Grundlage für internationale Bemühungen um eine flächendeckende Zivilisierung von Konflikten geschaffen worden. Die Einrichtung einer Kommission für Friedenskonsolidierung in der UNO stellt einen ersten Schritt zur Umsetzung dieser Aufgabe dar. Entscheidend sind aber weiterhin das Engagement der Einzelstaaten und ihre Fähigkeit zu kohärentem Handeln, vor allem mit Blick auf das Zusammenwirken von Aussen-, Sicherheits- und Entwicklungspolitik. Das Verhalten der Einzelstaaten hängt wie gesagt vom öffentlichen Interesse ab und hierfür ist wiederum die Sachinformation durch Nichtregierungsorganisationen und die Bereitschaft der Medien wichtig, auch über «abgelegene» Konflikte zu berichten. Die Chancen für eine solche auf Differenzierung angelegte Mehrebenenpolitik sind aber heute leider nicht gerade gut. ■



HORIZONTE



Silberstreifen am Hindukusch

Eifersüchtige Völkerschaften, heilige Krieger und geopolitisches Seilziehen «befreundeter» Staaten machten Afghanistan in den vergangenen Jahrzehnten zu einem Schlachtfeld. Doch das geschundene Land erholt sich langsam und erlebt, trotz gefährlicher Abhängigkeiten, eine zwar weiterhin schwierige, doch vergleichsweise glückliche Zeit. Von Ahmad Taheri*.

Als der einstige Monarch Mohammad Zahir Schah Ende des Jahres 2005 das afghanische Parlament eröffnete, war er sichtlich gerührt. Etwa dreieinhalb Jahrzehnte zuvor hatte er zum letzten Mal hier gestanden und eine Rede an sein Volk gehalten. Damals wurden auf sein Geheiss zum ersten Mal in Afghanistan freie Wahlen abgehalten. Als 1973 Zahir Schah von seinem Vetter Dawud entmachtet und ins römische Exil geschickt wurde, glaubte niemand im Ernst daran, dass er eines Tages heimkehren würde, wenn auch nicht als König, so doch als «Vater des Volkes», wie sein Ehrentitel seit drei Jahren lautet.

Turban, Kopftuch und Krawatte

Die Eröffnung des afghanischen Parlaments war der letzte Akt der auf dem Bonner Petersberg im Dezember 2001 vereinbarten Schritte zur Demokratisierung des Landes. Die Shura-ye Melli, die Nationalversammlung, wie das afghanische Parlament heisst, besteht aus zwei Kammern, der Wolessi-Jirga, dem Abgeordnetenhaus, und der Meshrano-Jirga, dem Senat.

Bei den afghanischen Parlamentswahlen im September 2005 gab es keine Listenwahl, sondern Personenwahl. Daher ist bis heute schwer feststellbar, welche politischen oder ideologischen Lager im Parlament vertreten sind, zumal die Afghanen dafür bekannt sind, dass sie ihre Gesinnung je nach Opportunität wechseln.

Aber die ethnische und kulturelle Vielfalt des afghanischen Berglandes wurde bei der konstituierenden Sitzung der Nationalversammlung allein an der äusseren Erscheinung der Abgeordneten so gleich deutlich. Herren mit rasiertem Kinn und bunter Krawatte sassen neben langbärtigen Paschtunen mit kunstvoll gebundenem Turban.

Mujahedin-Veteranen mit der Pakol, jener Mütze, die der legendäre Kommandant der Tadschiken, Ahmad Schah Masud trug, teilten sich die Bänke mit Usbeken im gestreiften Überhang. Dazwischen 70 Damen, manche von ihnen mit verhülltem Kopf, die anderen mit einem leichten Tuch, das eher als Accessoire diente denn als Kopfbe-



deckung. Unter dem Dach des Parlamentsgebäudes im Süden Kabuls, das zu Zeit Zahir Schahs gebaut wurde, sassen die Vertreter der eifersüchtigen Völkerschaften Afghanistans: Paschtunen, Tadschiken, Hazara, Usbeken, Belutschen, Turkmenen, Nuristani, Paschai, Pamiri und Kirgisen. Derlei Eintracht war vor wenigen Jahren noch undenkbar. Denn fast zweieinhalb Jahrzehnte lang hatte in Afghanistan die Kalaschnikow das Wort.

Tödlicher Streit der Mujahedin-Gruppen

Zuerst putschten sich die Kommunisten mit Hilfe von Moskau an die Macht und versuchten mit Brachialgewalt, die afghanische Stammesgesellschaft in einen zentralistischen Staat umzubauen. Als die Regionen sich erfolgreich gegen die neuen Herren erhoben, marschierte im Jahr 1979 zwischen Weihnachten und Neujahr die Rote Armee in Afghanistan ein.

Das war der grösste Fehler des Kremls. Die Geistlichen riefen zum Jihad auf, zum heiligen Krieg gegen die Ungläubigen, und die Afghanen griffen zu den Waffen. Pakistan und eine Reihe arabischer



Mark Edwards / Still Pictures

Das Ding im Alltag Patu

Der Patu ist etwa zwei Meter lang, einen Meter breit und besteht aus Wolle oder Baumwolle. Seine Farbe ist gewöhnlich hellbraun. Die Männer tragen ihn länglich zusammengefaltet über der rechten Schulter. Er kleidet sie. Die Frauen benutzen ihn als Kopfbedeckung, was nicht besonders vorteilhaft aussieht. In den beiden Hauptsprachen des Landes, Paschtu und Dari, heisst das Ding Patu, was etwa mit Schal zu übersetzen ist. Der Patu schützt vor beissender Kälte oder brennender Sonne, vor Sturm und Staub. Er dient als Esstuch oder als Gebetsteppich. Man kann darin seine Kalaschnikow verstecken oder das geschmuggelte Opium. Die Flüchtlinge wickeln ihre Habseligkeiten hinein, die Reisenden ihre Wegzehrung. Bei gewöhnlichen oder rituellen Waschungen dient der Patu auch als Handtuch. Nicht immer taugt das Tuch zu Nützlichem: Man gebraucht ihn gelegentlich als geräuschlose Waffe. So mancher Afghane wurde mit einem Patu erdrosselt. Die Afghane sind aber auf Reinheit bedacht, weshalb der Patu öfter gewaschen wird.

Länder «halfen» den afghanischen Brüdern. Auch aus dem fernen Amerika kam Unterstützung. Zuletzt bekamen die heiligen Krieger sogar die Wunderwaffe Stinger, mit der selbst ein einäugiger Afghane die sowjetischen Migs abschiessen konnte. 1990 zogen sich die Sowjets zurück. Ihr Statthalter Mohammad Najibullah gab zwei Jahre später nach.

Doch da erst begann die afghanische Tragödie: Sieben Mujahedin-Gruppen machten sich untereinander die Beute streitig. Drei Jahre lang war Kabul ein einziges Schlachtfeld. Die Paschtunen, die Tadschiken, die Usbeken und die Hazara (Schiiten mongolischer Herkunft) metzelten sich in der afghanischen Hauptstadt gegenseitig nieder. Millionen Menschen entflohen dem Krieg, hauptsächlich nach Pakistan und Iran. Am Schluss war Kabul nur noch ein Trümmerhaufen.

Neue Dynamik in den grossen Städten

Dann suchte eine neue Plage das geschundene Land heim: Die Taliban. Sie kamen mit weissen Fahnen von Pakistan nach Afghanistan. Bewaffnet worden waren sie vom pakistanischen Geheimdienst. In den Koranschulen im pakistanischen Grenzland waren sie von dem fundamentalistischen Verein «Versammlung der Gelehrten des Islam» indoktriniert worden. Eine Stadt nach der anderen fiel ihnen in den Schoss. 1996 eroberten sie die afghanische Hauptstadt. Ihre Herrschaft war eine Mischung aus Steinzeitislam und Paschtunwali, dem Ehrenkodex der Paschtunen. Nur zehn Prozent des Landes war noch in den Händen der sogenannten Nordallianz, die von Ahmad Schah Masud gegen die Taliban geführt wurde.

Dann kamen die Anschläge des 11. September 2001. Eine von den Amerikanern geführte Koalition stürzte mit Hilfe der Nordallianz das Taliban-Regime. Nur drei Monate nach den Anschlägen von New York, im Dezember 2001, wurde der paschtunische Aristokrat Hamid Karzai zum Staatschef bestimmt. Eine ausserordentliche Loya Jirga, die traditionelle afghanische Volksversammlung, bestätigte die Wahl. Dem paschtunischen Edelmann aus dem Stamme Popalzoi gelang es nach und nach, die eigenmächtigen Provinzfürsten zu ent-

machten. Am 9. Oktober 2004 wurde der heute 49 Jahre alte Karzai in freien Wahlen zum ersten Staatspräsidenten Afghanistans gewählt.

Doch Frieden ist am Hindukusch noch nicht eingeleitet. Taliban und Al-Qaida-Leute treiben ihr Unwesen im Süden und Osten des Landes. Dennoch erlebt Afghanistan im Vergleich zu den vergangenen Dekaden eine glückliche Zeit. Die grossen Städte wie Kabul, Herat, Mazar-e Sharif, selbst Kandahar, das einst die geistliche Hauptstadt der Taliban war, erhoben sich aus der Asche.

Überall wird gebaut, neue Strassen werden angelegt. Die Kalaschnikow, früher die Zierde der afghanischen Männer, ist aus dem Strassenbild verschwunden. Getragen werden Waffen nur noch von der nationalen Armee oder von der nationalen Polizei.

Monokultur Mohn

Produziert wird allerdings im Lande kaum etwas. Die Hauptsäule der afghanischen Wirtschaft ist nach wie vor das Opium. Im Mai blühen die Mohnblumen feuerrot, als stünden die Felder in Flammen. Vor Sonnenaufgang ziehen die Bauern in die Mohnfelder. Mit einem kleinen Messer ritzen sie die grünen Samenkapseln ein. Aus den Ritzen quillt ein milchiger Saft, der schnell mit dem Messer abgekratzt und in einer Schale gesammelt wird. Der Saft wird getrocknet, gereinigt und zu Ziegeln geformt.

Bald werden die schwarzen Platten vor den Lehmhütten in den Dörfern auf Kunden warten. 70 Prozent der weltweiten Mohnproduktion stammte im vergangenen Jahr aus Afghanistan. Hamid Karzai wird nicht müde, den afghanischen Bauern vom Anbau der Droge abzuraten. Eine Alternative jedoch, die für die Landbevölkerung annähernd ebenso einträglich ist, hat bis jetzt weder die afghanische Regierung noch die UNO gefunden. ■

** Ahmad Taheri ist deutsch-iranischer Herkunft und arbeitet als Autor des Zürcher Tages Anzeigers sowie der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung; sein Spezialgebiet sind Themen aus islamisch orientalischen Ländern.*

Afghanistan und die Schweiz

Übergang zu langfristiger Zusammenarbeit

(bf) Die Schweiz ist seit über 20 Jahren in Afghanistan tätig. 2002 wurde in Kabul ein Kooperationsbüro eröffnet. Nachdem bis vor kurzem vorab die Nahrungsmittelsicherheit sowie die Rückkehr von Flüchtlingen und intern Vertriebenen und deren Integration unterstützt wurden, befindet sich das Programm im Übergang zu einer längerfristigen Zusammenarbeit zugunsten der Entwicklung und des Wiederaufbaus. 2006 beläuft sich das Engagement der Schweiz auf rund 19 Millionen Franken – 10 Millionen für humanitäre Hilfe (grösstenteils für IKRK sowie Welternährungsprogramm bzw. Hochkommissariat für Flüchtlinge der UNO), 9 Millionen für Entwicklungs-Projekte.

Humanitäre Hilfe

Trinkwasserversorgung und Abwasser: In der Region von Kandahar und Umgebung, im trockenen, wüstenartigen Süden des Landes, werden in Zusammenarbeit mit internationalen NGOs sowie dem entsprechenden Ministerium die Trinkwasserversorgung aufgebaut und Siedlungshygieneprojekte durchgeführt. Ebenfalls läuft ein Wasser-Ressourcen-Projekt an, bei dem nach Grundwasservorkommen für die Trinkwasser- und Bewässerungsnutzung gesucht wird.

rungsnutzung gesucht wird.

Prävention und Bereitschaft: Zur Reduzierung von Risiken von Naturereignissen wie Erdbeben oder Überschwemmungen werden der Aufbau einer entsprechenden Organisation, Infrastruktur, Koordination etc. unterstützt.

Zusammenarbeit

Gute Regierungsführung: Im Vordergrund stehen die Stärkung der Regierungsstrukturen (u.a. wurde das Wahlprozedere bei der Regierungsbildung sowie die Ausbildung von Diplomaten unterstützt), der lokalen Organisation, der institutionellen Entwicklung auf verschiedenen Ebenen sowie der Menschenrechte.

Ländliche Entwicklung: In abgelegenen Hügel- und Bergregionen sollen die Lebensgrundlagen durch erhöhte Ernteerträge, Stärkung der Zivilgesellschaft, Senkung der Sterblichkeitsrate, Geschlechtergleichstellung und eine höhere Bildungsqualität verbessert werden.

Hilfskoordination, Wissensförderung: Durch Unterstützung der «Afghan Research and Evaluation Unit» werden u.a. Themen wie Landrechte, Gender oder städtische Entwicklung untersucht.

Zahlen und Fakten

Name

Islamische Republik Afghanistan

Hauptstadt

Kabul
ca 1,8 Mio. Einwohner

Bevölkerung

30 Millionen

Fläche

652 000 km²

Ethnien

38% Paschtunen
25% Tadschiken
19% Hazara
6% Usbeken
daneben kleinere ethnische Gruppen, u.a. Aimaken, Turkmenen, Baluchi, Nuristani

Sprachen

Dari (Neupersisch) ist offizielle Landessprache (50%), daneben Paschtu (35%) und rund 20 weitere Sprachen

Religionen

99% Muslime, davon 84% Sunniten und 15% Schiiten, 1% sonstige

Landwirtschaftsprodukte

Opium, Getreide, Früchte, Nüsse, Wolle, Hammelfleisch, Schaf- und Lammfelle

Aus der Geschichte

1747–1773 Ahmad Schah aus dem paschtunischen Stammesverband der Abdali begründet das Durrani-Reich. Damit beginnt die neuere Geschichte Afghanistans.

1838–1842 Erster anglo-afghanischer Krieg.

1842 4500 britische Soldaten und 12000 Trossangehörige werden von afghanischen Kriegern besiegt.

1879 Zweiter anglo-afghanischer Krieg.

1919 Dritter anglo-afghanischer Krieg.

1923 König Amanullah verkündet eine konstitutionelle Monarchie.

1933–1973 Herrschaft Zahir Schahs.

1973 Mohammad Dawud Khan, Vetter des Schahs, putscht sich an die Macht und ruft Republik aus.

1978 Die Kommunistische Partei übernimmt mit Hilfe der Sowjetunion die Macht.

1979 Sowjetische Intervention in Afghanistan, Beginn des Afghanistankriegs.

1989 Sowjets ziehen sich aus Afghanistan zurück.

1992 Sturz des kommunistischen Regimes von Nadschibullah.

1992–1996 Andauernde Kämpfe legen Kabul in

Schutt und Asche.

1994 Im Spätsommer erscheinen die Taliban in den südlichen Provinzen Afghanistans.

1996 Im September nehmen die Taliban Kabul ein.

2001 Trotz weltweiter Proteste zerstören die Taliban die Buddha-Statuen von Bamian.

2001 Am 11. September werden Terroranschläge auf das World Trade Center in New York und das Pentagon in Washington verübt. Im Oktober beginnt die US-geführten militärische Intervention. Am 12. November überlassen die Taliban Kabul der Nordallianz, Ende November beginnt die Afghanistan-Konferenz auf dem Bonner Petersberg. Am 22. Dezember nimmt die Übergangsregierung unter Hamid Karzai ihre Arbeit auf.

2002 Im Juni bestätigt in Kabul die Loya Jirga, die traditionelle afghanische Grosse Ratsversammlung, Karzai als Präsidenten der afghanischen Übergangsregierung.

2004 Am 4. Januar wird die neue afghanische Verfassung verabschiedet. Im Oktober wird Hamid Karzai in freien Wahlen zum Präsidenten gewählt.

2005 Am 18. September wählen die Afghanen nach mehr als 30 Jahren die aus zwei Kammern bestehende Nationalversammlung.



Leben in Kabul als Single



Jawed Nader lebt in Kabul und ist im Afghanischen zivilgesellschaftlichen Forum (ACSF) als Referent für Interessensvertretung tätig. Er ist ferner Mitglied der von Studenten organisierten Bürgerrechtsstiftung Agahi (Bewusstsein) sowie des Projekts «Forum für Nachwuchsführungskräfte» der Friedrich-Ebert-Stiftung. Jawed Nader liebt seine Arbeit, weil «wir uns in einem Land, das eine lange Geschichte von Bürgerkriegen hat, für die Entwicklung von Bürgersinn einsetzen».

Alle meine Kollegen lachten mich aus, vor allem Frozan. Sie fragte mich: «Jawed, wo lebst du eigentlich?» Da erinnerte ich mich, dass in der afghanischen Kultur männliche Freunde und Verwandte keine Frau besuchen, die in letzter Zeit entbunden hat. Auch spricht man in der Öffentlichkeit nicht über Mutterschafts-Angelegenheiten, und deshalb gehen schwangere Frauen selten aus dem Haus. Ich nahm das Gespött aber nicht allzu ernst, denn nach zweijährigem Aufenthalt in Afghanistan war mir bewusst, dass ich mich manchmal ungeschickt verhielt.

Ich bin ein in Kabul lebender afghanischer Durchschnittsbürger, der sich nie sehr weit von seinem Heimatland entfernt hat, und dennoch bin ich mit den Traditionen Afghanistans nicht sehr vertraut. Es war 1989 und mein dritter Schultag, als meine Mutter beschloss, zusammen mit mir, meiner Schwester und meinen drei Brüdern aus unserer Heimatprovinz Jaghori zu fliehen. Ich wusste nicht, wohin wir unterwegs waren.

Alles ging gut bis zu dem Augenblick, in dem alle in Tränen ausbrachen, weil wir das vom Krieg heimgesuchte Afghanistan verliessen und pakistanischen Boden betraten. Dort sah ich zum ersten Mal meinen Vater. Seiner rechten Hand fehlten drei Finger, die er bei einer Bombenexplosion verloren hatte – es fiel mir nicht leicht, seine väterliche Zuneigung zu erwidern. Die folgenden 13 Jahre verbrachte ich in Pakistan, 2001 legte ich die Matura ab, an eine Zukunft Afghanistans glaubte ich nicht. So beschlossen mein älterer Bruder Baser und ich, in Grossbritannien Asyl zu suchen. Wir reisten ille-

gal durch den Iran, die Türkei und Griechenland – auf der Route, die so vielen Afghanen das Leben gekostet hat.

Der 11. September änderte alles: Die Lage in Afghanistan ebenso wie meine Pläne. Ich ging wieder nach Pakistan, machte ein Diplom in Informationstechnologie und kehrte schliesslich Ende 2002 nach Afghanistan zurück, 14 Jahre nach unserer Flucht. An der Universität Kabul belegte ich Anglistikvorlesungen und begann meine berufliche Laufbahn als Assistent des örtlichen Vertreters der Schweizerischen Friedensstiftung. Meine Familie lebt immer noch in Pakistan, weil die Lebenshaltungskosten in Afghanistan sehr hoch sind – das Land ist zu einer absoluten Konsumgesellschaft geworden (die Einfuhren betragen das Elffache der Ausfuhren).

Das Leben in Kabul ist vor allem für Alleinstehende nicht leicht. Hausbesitzer vermieten keine Wohnungen an Junggesellen, weil sie alleinstehende Männer für gefährlich halten und noch viele andere Vorurteile haben. Im vergangenen Jahr ist es mir schliesslich gelungen, ein kleines Zimmer in einer Tischlerei zu mieten – da wohne ich seither. Da ich mich tagsüber nicht dort aufhalte, stört mich auch der Lärm aus der Werkstatt nicht.

Dafür ist das Leben manchmal sonst stressig. Im letzten Winter zum Beispiel kam ich eines Abends erst gegen neun Uhr von der Arbeit nach Hause. Die Wasserleitung war eingefroren, daher gab es kein Wasser zum Kochen. Auch auswärts essen kam nicht in Frage, weil in diesem Stadtteil nach Sonnenuntergang alles geschlossen ist. Bei minus 15 Grad ohne Strom, ohne Heizung und mit leerem Magen konnte ich nicht schlafen. Um mich zu trösten dachte ich an alle diejenigen afghanischen Rückkehrer, die bei dieser Kälte draussen in Zelten leben müssen.

Trotz aller Schwierigkeiten ist Afghanistan für mich ein wundervolles Land. Denn hier leben Menschen, die mein Schicksal teilen, die meine Gedanken aussprechen und die in die gleiche Richtung schauen wie ich. Hier begegneten sich Zivilisationen, hier entstanden über Tausende von Jahren grosse Kulturen, und hier gibt es ein ungeheures Potenzial für einen Neuanfang – wie Phönix aus der Asche. Die zahllosen Herausforderungen lassen uns mitunter verzweifeln, doch sie zeigen uns auch, wie vieles noch zu tun bleibt, damit wir wieder eine lebensfähige Nation werden. ■

(Aus dem Englischen)





Menschenrechte und Entwicklung

Ein Recht ist bekanntlich erst dann ein Recht, wenn es eingefordert werden kann und gesprochene Urteile auch wirklich umgesetzt werden. In der Theorie sind sich darüber die meisten einig. Wenn es aber um die gelebte und erlebte Praxis geht, sieht es anders und in zu vielen Ländern düster aus, für Frauen oft gar finster. Regierung, Staat, Gesellschaft und Justizsystem aber auch Entwicklungsakteure sind gefordert.

Es genügt nicht, den Menschenrechtsansatz der Entwicklungszusammenarbeit zu Grunde zu legen und von einem transversalen Thema zu sprechen. Nein, es braucht konkrete Programme/Projekte, welche Institutionen und Individualpersonen dazu befähigen, die Menschenrechte zu leben und einzufordern. Dass dabei einer unabhängigen Justiz höchste Bedeutung zukommt, ist für uns naheliegend. Realität jedoch ist, dass das Justizsystem oft nicht funktioniert oder durch traditionelle Formen der Rechtsprechung konkurrenziert wird.

In der Entwicklungszusammenarbeit darf es aber auch im Menschenrechtsbereich nicht nur Belehrungen, Besserwisserei oder verzweifertes Kopfschütteln geben, vielmehr müssen Mittel und Wege für eine zielgerichtete partnerschaftliche Kooperation gefunden werden. Erfolge bedürfen der Motivation und Lernbereitschaft und langfristiger, kontinuierlicher Basisarbeit. Auch hier funktioniert kein Verordnen von oben. In stetiger Arbeit müssen Gesellschaft und Staat aufbauend unterstützt werden. Grundlegend ist dabei die Förderung eines verantwortungsbewussten Staatsbürgertums. Je besser die Ausbildungssysteme sind, je mündiger Staatsbürger nebst ihren Rechten auch ihre Pflichten wahrnehmen, umso eher werden Rechtsordnungen funktionieren.

Es muss mehr praktische Zusammenarbeit geleistet werden. Beklagen, bedauern und politisch zu dialogisieren genügt nicht. Natürlich ist Kritik wichtig, braucht es Kontrollen und Erfahrungsaustausch. Regierungen müssen aber auch ihrerseits erkennen und wahrnehmen, was die Staatsbürger von ihnen erwarten. Und dies nicht nur im Vorfeld von Wahlen, sondern während der gesamten Regierungsdauer.

Zudem braucht es Verständnis und eine gleiche Sprache zwischen den Akteuren. Menschenrechte sind wohl universell gültig, sie werden aber im jeweiligen Kulturkontext gelebt. Dies zu verstehen setzt interkulturelle Kompetenz voraus. Da hapert es im internationalen System, da besteht Nachholbedarf. Die Frage stellt sich: Ist das Bewusstsein darüber bei allen Akteuren vorhanden? Ich glaube nicht. Darum sind wir alle weit mehr gefordert, als uns lieb und recht ist. Wir sind gefordert, andere Denkweisen zu kennen und auch von anderen zu lernen, Vorurteile abzubauen, Lösungen geduldig und ausdauernd anzugehen und zu fördern. ■

Walter Fust
Direktor der DEZA

Keine Biodiversität ohne



Grossmann / laif

Die Papa wird modern

In Peru ging der Kartoffelkonsum in den vergangenen Jahrzehnten zugunsten von Teigwaren und Reis zurück. Diese Entwicklung schadet Tausenden von Andenbauern. Mit Unterstützung der DEZA hat das internationale Kartoffelzentrum in Lima ein Programm entwickelt, mit dem der ehrwürdigen Knolle ein modernes Image verpasst werden soll. So entstand die Marke T'ikapapa: Unter diesem Markennamen werden zwanzig sorgfältig ausgewählte und ansprechend verpackte Kartoffelsorten in den Supermärkten der Hauptstadt vertrieben. T'ikapapa erhielt 2005 von der peruanischen Universität für angewandte Wissenschaften den Preis für Unternehmenskreativität. Die Jury unterstrich, dass T'ikapapa einheimische Sorten aufgrund eines neuen Marketingkonzepts aufzuwerten vermag. Überdies zieht dieses Produkt Nutzen aus der Biodiversität und sichert kleinen Produzenten in den Anden und verarbeitenden Betrieben ein nachhaltiges Einkommen.

Andenbauern leben unter extrem prekären Bedingungen und sind zugleich die Hüter eines ausserordentlichen biologischen Vermächtnisses. Ein DEZA-Projekt setzt sich zum Ziel, ihre Armut zu lindern, indem es sie bei der nachhaltigen Nutzung der Produkte unterstützt, die sie dank der Biodiversität anbieten können. Grundlage dazu ist die Verbindung von einheimischem und akademischem Wissen.

(jls) Kartoffeln in allen möglichen Formen und Grössen. Schale und Fleisch sind weiss, gelb, rosa, blau oder violett. Am Andenkamm, von wo die Knolle ursprünglich herkommt, findet man über 2000 Kartoffelsorten. Weil sie sowohl gegen Temperaturen unter dem Gefrierpunkt als auch gegen Trockenheit unempfindlich sind, können die meisten auf über 3800 m ü. M. angebaut werden, unter Bedingungen, die sich kaum für den Anbau anderer Nutzpflanzen eignen.

In manchen ländlichen Gegenden werden bis zu 80 verschiedene Sorten gepflanzt. Die bei den Inkas so geschätzten Papas wurden von den Andenbauern im Lauf der Zeit selektioniert und verbessert. In mittlerer Höhe findet man sie auch neben Getreide-, Bohnen- oder Maisfeldern. Die einheimische Bevölkerung kann sich ihr Überleben trotz des harten Klimas und der nicht sehr fruchtbaren Böden dank überlieferter Anbaumethoden sichern.

Allerdings geht ihr Wissen mehr und mehr verloren. Immer mehr Bauern sind überzeugt, Fortschritt bedeute, althergebrachte Methoden durch moderne Technologie zu ersetzen. Diese Entwicklung bedroht das Gleichgewicht des Ökosystems und reduziert die Biodiversität des genetischen Ausgangsmaterials.

Kulturelles und biologisches Vermächtnis

Die Andenbauern verkaufen nur einen kleinen Teil ihrer Produktion auf den Märkten ihrer Region, der grösste Teil der Ernte dient ihrer eigenen Ernährung. Sie könnten jedoch zusätzliches Einkommen generieren, wenn sie die natürlichen Ressourcen ihrer Umgebung zu nutzen wüssten. Dies ist die Grundidee eines Anfang 2006 von der DEZA lancierten, ambitionierten Projekts. BioAndes ist auf eine Dauer von zehn Jahren ausgelegt und betrifft Bolivien, Peru und Ecuador. Die

Aktivitäten entfalten sich ausserhalb von Nationalparks und Naturschutzgebieten, die zwischen 12 und 18 Prozent der Fläche dieser Länder ausmachen. Giancarlo de Picciotto, einer der Leiter dieses Projekts in der DEZA, erläutert das Konzept: «Die Armutsbekämpfung muss nicht mit einer Vereinheitlichung der Werte und der Bräuche einhergehen. Wir setzen vielmehr auf die Aufwertung herkömmlicher Methoden, die es bis heute erlauben, Tausende von Tier- und Pflanzenarten zu erhalten.»

BioAndes basiert auf der engen Beziehung zwischen Mensch und Biosphäre: «Biodiversität lässt sich nicht erhalten, ohne die Kultur der Bevölkerung zu berücksichtigen, die darum besorgt ist.» Die Andenbevölkerung kennt zwar ihre natürlichen Ressourcen sehr genau, verfügt aber nicht über genügend Mittel, um ihre Potenziale zu analysieren. Deshalb unterstützt BioAndes insbesondere den Austausch mit der Wissenschaft. Der Dialog zwischen einheimischem und akademischem Wissen ermöglicht eine genaue Analyse der Biodiversität und der Wege zu deren nachhaltigen Nutzung.

Die verschiedenen Produzentengruppen erhalten überdies Gelegenheit, bei der Teilnahme an Plattformen voneinander zu lernen. «Als Bergbauern können sie nicht mit den grossen Landwirtschaftsbetrieben in den Ebenen konkurrenzieren. Ihr relativer Vorteil liegt gerade in der Biodiversität. Sie könnten Nischenprodukte kommerzialisieren oder Agrotourismusangebote entwickeln», sagt Willi Graf, Projektleiter der DEZA. Bis konkrete Handlungsansätze vorliegen, sind Denkmodelle gefragt: Angenommen, aus einer bestimmten Kartoffelart liesse sich ein Farbstoff extrahieren; dieses Naturprodukt würde bei bestimmten Industriezweigen auf Interesse stossen, beispielsweise bei Herstellern von Lippenstift.

Über rein wirtschaftliche Aspekte hinaus macht es sich BioAndes zur Aufgabe, das Selbstbewusstsein



Gonzalez / laif

dieser verletzlichen Bevölkerung zu stützen. «Als Opfer von Diskriminierung und Verachtung haben die Einheimischen gegenüber den Weissden ein Minderwertigkeitskomplex entwickelt», erklärt Willi Graf. Noch vor wenigen Jahren hatten Stadtbewohner für Produkte aus den Anden wie Quinoa oder Lamafleisch nur Verachtung übrig. Das ändert sich nun langsam. Laut BioAndes trägt der Vertrieb dieser Waren auf den nationalen Märkten zur Anerkennung der Kultur der Ureinwohner bei.

Lokale Verantwortliche

Das Projekt wird von einem Konsortium umgesetzt, in dem das Institut für Agroökologie Agruco der Universität Cochabamba (Bolivien), die Stiftung Ecociencia (Ecuador) und die Vereinigung ETC (Peru) vertreten sind. Diese drei Institutionen gingen aus einer regionalen Ausschreibung hervor. Sowohl das Institut für Agroökologie Agruco, das das Konsortium anführt, als auch Ecociencia werden seit vielen Jahren von der Schweiz unterstützt.

Dass die DEZA ein so weit reichendes Projekt lokalen Verantwortlichen anvertraut, ist für die Andenregion eine Premiere. «Dabei zeigt sich, dass es sich lohnt, in die institutionellen Kapazitäten unserer Partner zu investieren. Liegt vor Ort genügend Kompetenz vor, übernehmen logischerweise lokale Akteure die Leitung», hebt Giancarlo de Picciotto hervor.

Die erste Aufgabe des Konsortiums besteht darin, einen Wettbewerb auszuschreiben, um diejenigen Projekte zu bestimmen, die in den verschiedenen Ländern finanziert werden. Dieser Prozess sollte im Herbst 2006 abgeschlossen sein. ■

(Aus dem Französischen)

Pachamama – Schöpferin aller Lebewesen

Bei den Andenvölkern ist das Universum in drei voneinander abhängige Einheiten geteilt: Menschliche Gesellschaft, Natur, Götter. Ihre Beziehungen untereinander bauen auf Gegenseitigkeit auf. «Diese Vorstellung verleiht der landwirtschaftlichen Produktion eine ethisch-moralische Dimension», erklärt der Agrarsoziologe Stephan Rist, der indigenes Wissen studiert hat. Um eine gute Ernte zu erzielen, muss man nicht nur die richtige Technik anwenden. Das Wachstum der Kulturen muss von kollektiven Riten und Opfern für die Götter begleitet sein. Die Bauern verehren vor allem Pachamama, Schöpferin aller Lebewesen und Fruchtbarkeitsgöttin. Verhalten sich die Menschen ihr gegenüber angemessen, beispielsweise indem sie die Biodiversität erhalten, sorgt die «Mutter der Erde» für erfreuliche Ernten. Andernfalls ist sie weniger grosszügig. Gehen die Kulturen wegen Hagel oder Trockenheit zugrunde, wird das Phänomen auf Pachamamas Zorn zurückgeführt.



Tophoren / laif

Weibel, bitten Sie Justitia in den Saal!

Viele Tadschiken haben kein Vertrauen in ihr staatliches Rechtssystem, das von Korruption unterwandert ist und auf einem Prozessrecht beruht, das in Sowjetzeiten zurückreicht. Ein Schweizer Projekt hat zum Ziel, benachteiligten und schwachen Bevölkerungsgruppen den Zugang zur Justiz zu erleichtern. Es arbeitet mit staatlichen Institutionen und Nichtregierungsorganisationen zusammen.



Keystone / Andrew Noelle Pot

Rechte und Pflichten

Heute wird allgemein anerkannt, dass für die Entwicklung das Einhalten der Menschenrechte eine notwendige Bedingung ist. Wie andere Agenturen ist auch die DEZA bemüht, diese Dimension systematisch in ihre Aktivitäten einfließen zu lassen. Dabei lässt sie sich insbesondere vom Grundsatzpapier verschiedener UN-Institutionen leiten, das 2003 verabschiedet wurde und die Umsetzung der Entwicklungsarbeit auf der Basis der Menschenrechte zum Inhalt hat. Gemäss diesem Konzept sollen Entwicklungsprojekte direkt zur Verwirklichung der Menschenrechte beitragen. Die Entwicklungszusammenarbeit muss zwei Gruppen von Partnern ansprechen: Diejenigen, die über bestimmte Rechte verfügen, beispielsweise Vertreter der Zivilgesellschaft, und diejenigen, die bestimmte Pflichten haben, meist Repräsentanten der Staatsmacht. Indem sie Erstere darin unterstützt, ihre Rechte einzufordern, stärkt sie zugleich die Fähigkeit Letzterer, ihre Pflichten wahrzunehmen.

(jls) Die 1994 verabschiedete Verfassung von Tadschikistan garantiert sowohl die Gewaltentrennung als auch das Recht jeder Person, von einem kompetenten und unvoreingenommenen Gericht angehört zu werden. In der Praxis kommen diese Prinzipien jedoch kaum zur Anwendung. Das Prozessrecht aus dem Jahr 1960 verleiht der Staatsanwaltschaft unverhältnismässig viel Macht. Die Richter sind von der Exekutive abhängig. Und zur Ergänzung ihrer lächerlich niedrigen Löhne lassen sich manche für ihren Rechtspruch von den Klägern bezahlen. Doch viele Bürgerinnen und Bürger verfügen nicht über die Mittel, um sich die Gefälligkeit der Beamten zu sichern, und haben kein Vertrauen in die Justiz. Mittellose ziehen es oft vor, Streitigkeiten vor traditionellen Schlichtungsstellen zu verhandeln, beispielsweise vor Dorfälteren oder religiösen Führern.

Unentgeltlicher Rechtsbeistand

2005 lancierte die DEZA ein Projekt zur Unterstützung benachteiligter Bevölkerungsgruppen, insbesondere Frauen: Sie sollen sich ihrer Rechte bewusst werden und sie geltend machen können. Unterstützt werden neun Rechtsberatungsstellen,

deren Dienstleistungen unentgeltlich sind. Diese Institutionen informieren und stellen Anwälte zur Verfügung, die die Klienten in den Gerichtsverhandlungen begleiten. Die Schweiz finanziert Büroeinrichtungen sowie die Weiterbildung der Anwälte. Da bisher keine Sammlung der tadschikischen Rechtsprechung besteht, bauen die neun Beratungsstellen ein Register aller behandelten Fälle auf. «Jeder Verteidiger kann in einer vernetzten Datenbank die früher in vergleichbaren Fällen gesprochenen Urteile abrufen», erklärt Derek Müller, der Projektleiter der DEZA.

Parallel dazu zielt das Projekt auf eine Verbesserung der beruflichen und sozialen Kompetenzen der Richter ab. Es unterstützt das nationale Ausbildungszentrum in Duschanbe, an das Experten aus dem Ausland verpflichtet werden, um die Prinzipien demokratischen Rechts zu lehren. «Generationen von Richtern müssen sensibilisiert werden, damit eine neue Praxis Fuss fassen kann. Korruption ist seit Jahrhunderten Teil der Mentalität. Und die niedrigen Löhne tun das ihre, um den Status quo zu konsolidieren», stellt Derek Müller fest. ■

(Aus dem Französischen)

Strategie 2010 für Humanitäre Hilfe

(juj) Der Bereich Humanitäre Hilfe muss sich immer wieder neuen Herausforderungen stellen und auf neue Anträge eingehen. Um die Leitlinien des Engagements vor Ort zu aktualisieren, wurde kürzlich die Strategie 2010 formuliert, das Nachfolgedokument von «Solidarität leben – Humanitäre Hilfe: Strategie 2005». Die Strategie 2010 zeigt auf, wie die Humanitäre Hilfe in den kommenden fünf Jahren überall auf der Welt auf die Bedürfnisse von Bevölkerungen einzugehen gedenkt, die unter Gewalt leiden oder in einer Notsituation leben. Sie beschreibt ihren Auftrag, die Art ihrer Engagements und die Mittel, die ihr zur Verfügung stehen. Selbstverständlich entspricht diese Neuorientierung den im DEZA-Leitbild 2010 definierten Zielen. Zwar ist die

Struktur des Dokuments dieselbe wie bisher und die Prinzipien bleiben dieselben, aber der überwiegende Teil des Texts ist neu. Der Inhalt reißt Themen an, die in der Strategie 2005 nicht auftauchten; die Art, wie Einsätze konzipiert werden, wurde geklärt; die Beispiele wurden angepasst. Die im Rahmen des «Mid Term Review» und in der Analyse des Projektportefeuilles für jedes einzelne Land formulierten Empfehlungen wurden berücksichtigt; ebenso jene des Entwicklungshilfesausschusses der OECD. Stichworte der Strategie 2010 sind: Harmonisierung der Einsätze, bessere internationale Koordination, neue Partnerschaften, Zusammenarbeit zwischen Zivil- und Militärpersonen. Im Übrigen tauchen als bereichsübergreifende Themen Gender-Politik und Gute Regierungsführung auf.

Menschenrechtspolitik

(brx) Gleichberechtigter Zugang zur Gesundheitsversorgung, zu sauberem Trinkwasser, zu Schulbildung oder politischer Identität und Mitsprache entsprechen nicht nur Grundbedürfnissen, sondern auch Grundrechten – Menschenrechten und entsprechenden Pflichten. Dem tragen die Gesundheitspolitik oder die neuen Wasserleitlinien der DEZA bereits bewusst Rechnung. In den DEZA-Grundsätzen «Wasser 2015» heisst es beispielsweise: «Wasser muss ein Allgemeingut bleiben, der Zugang zu Trinkwasser ist ein grundlegendes Menschenrecht.» Die UNO hat die zentrale Rolle von Menschenrechtsförderung für nachhaltige Entwicklung und Sicherheit bestätigt und einen Menschenrechtsansatz in der Entwicklungszusammenarbeit verab-

schiedet. In enger Anlehnung an das UNO-Verständnis ist dies der strategische Kern der neuen DEZA-Menschenrechtspolitik. Konkret: Die DEZA bezieht sich in Programm und Politik vermehrt auf den Menschenrechtsrahmen, integriert systematischer Menschenrechtsprinzipien, stellt die Förderung der Rechte der Armen sowie die Stärkung der verantwortlichen Behörden in den Vordergrund und arbeitet bereits aktiv mit UN-Institutionen und mit NGOs im Süden zusammen, die einen expliziten Menschenrechtsansatz haben. Die neue DEZA-Menschenrechtspolitik «ein Leben in Würde – die Rechte der Armen fördern» wurde am 27. Februar anlässlich einer Präsentation in Bern mit Mary Robinson, ehemalige UN-Hochkommissarin für Menschenrechte, und Direktor Walter Fust vorgestellt.

Was eigentlich ist... Kohäsion?

(jtm) Kohäsion wird heute im offiziellen Sprachgebrauch als «der Schweizerische Beitrag zur Verringerung der wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheiten in der erweiterten EU» umschrieben. Die Förderung des ökologischen Landbaus in Polen, die Modernisierung von Krankenhäusern in slowakischen Randregionen oder der Bau von Kläranlagen im Baltikum sind drei mögliche Anwendungen. Doch um was geht es genau? Am 1. Mai 2004 traten zehn neue Staaten der Europäischen Union bei. Mit Ausnahme von Zypern und Malta handelt es sich um ehemals sozialistisch regierte Länder Mitteleuropas. Trotz erfolgreichem Systemwandel weisen sie in wirtschaftlichen und sozialen Belangen noch immer einen erheblichen Rückstand auf die westeuropäischen Staaten auf. Vor diesem Hintergrund entschied der Bundesrat, einen solidarischen Beitrag zum Abbau der wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheiten in der erweiterten EU zu leisten: 1 Milliarde Franken verteilt über 5 Jahre. Der Bundesrat anerkennt damit die Bedeutung einer erfolgreichen Integration dieser Staaten für Frieden, Stabilität und Wohlstand auf dem gesamten Kontinent. Diese Integration liegt auch im Interesse der Schweiz: Zusätzlich zu den politischen Vorteilen eines stabilen Europas profitiert die Schweiz auch wirtschaftlich von der Ausdehnung der bilateralen Verträge auf eine der weltweit dynamischsten Wachstumsregionen. Umgesetzt wird der Kohäsionsbeitrag von DEZA und seco in Form konkreter Programme und Projekte in den zehn neuen Mitgliedstaaten. Es geht

um Projekte im Gesundheits- und Bildungssektor, um die Stärkung von Randregionen und die Förderung des Privatsektors. Hauptnutznießer ist das bevölkerungsreiche Polen, das rund die Hälfte der Schweizer Mittel absorbieren wird. Zuvor muss – je nachdem ob das Referendum zustande kommt – jedoch möglicherweise das Volk über die nötigen rechtlichen Grundlagen, d.h. das Bundesgesetz Ost abstimmen, welches in der Frühjahrsession vom Parlament angenommen wurde.



David Hoffman / Still Pictures

Sand im Getriebe des Tourismus

Der Tourismus sei wohl die edelste Form der Entwicklungshilfe, hiess es in den 1970er Jahren – ein ideales Instrument zur Bekämpfung der Armut. Doch in vielen Regionen des Südens zeigt er ein ganz anderes Gesicht: Landenteignungen, Sextourismus oder Kinderarbeit. Doch könnte es auch anders gehen, zum Beispiel mit den Ansätzen des fairen Handels im Tourismus. Von Maria Roselli.

Malediven: Noch immer 11 000 Menschen in Notunterkünften

Auf einmalige «Wohlfühl-Oasen», schwärmt die Tourismuspresse, hätten sich die Malediven-Resorts nach dem Tsunami getrimmt. Die Investitionen scheinen in die Luxus-Renovierungen der Tourismusinseln geflossen zu sein. Derweil fehlen in der Staatskasse rund 150 Millionen US Dollar an internationaler Hilfe, um die auf gut 500 Millionen US Dollar geschätzten Schäden der Flutwelle zu reparieren. Rund 100 Todesopfer hatten die Malediven in der Folge des Tsunami zu beklagen, wenig im Vergleich zu anderen betroffenen Ländern, doch wurden über 8000 Häuser beschädigt. Ein Jahr nach dem Tsunami leben gemäss dem UNO-Entwicklungsprogramm (UNDP) an die 11 000 Menschen in Notunterkünften. Der Wiederaufbau sei eine riesige Herausforderung für einen Inselstaat, wo jedes Gramm Sand teuer importiert werden müsse, weil die Entnahme von Baumaterialien aus den lokalen Korallenriffen zu längerfristigen Schäden des sensiblen Ökosystems führe.



Kofferpacken, ins Flugzeug steigen und ab in die wohlverdienten Ferien: Im Tourismus herrscht seit fünf Jahrzehnten fast permanent Hochsaison. Trotz 11. September, Tsunami und Hurrikans. Kaum ein anderer Wirtschaftszweig kann ähnliche Wachstumsraten vorweisen: Von 1950 bis 2000 erhöhten sich die internationalen touristischen Ankünfte weltweit um den Faktor 28 auf 700 Millionen. Selbst im Tsunami-Folgejahr 2005 wuchs der internationale Tourismus gemessen am Vorjahr um weitere 5,5 Prozent und verbuchte erstmals mehr als 800 Millionen touristische Ankünfte.

Da klingt die in den 1970er Jahren postulierte Idee, den Tourismus in den Dienst der Entwicklung zu stellen, bestechend. Ökonom Lothar Nettekoven schrieb damals: «Der Tourismus ist die edelste Form der Entwicklungshilfe». Auch heute noch gibt es viele Verfechter dieser Theorie.

So ist die inzwischen geschaffene Welttourismus-Organisation der UNO (UNWTO) überzeugt, das Reisewesen könne einen entscheidenden Beitrag im Kampf gegen die Armut leisten, und die Weltbank unterstützt jährlich Tourismusprojekte in dreistelliger Millionenhöhe. Eine Entwicklung die

von Nichtregierungsorganisationen und Entwicklungsagenturen mit viel Skepsis verfolgt wird.

Wirtschaftswachstum genügt nicht

Tourismus-Expertin Christine Plüss vom Arbeitskreis Tourismus und Entwicklung (akte) in Basel zieht denn auch eine ernüchternde Bilanz: «Klar kann der Tourismus schnell neue Einkommen schaffen, doch der Beweis, dass die Armut damit direkt gelindert werden kann, muss erst noch erbracht werden.» Mit annähernd 200 Millionen Beschäftigten sei der Tourismus heute zwar weltweit der wichtigste Wirtschaftssektor, doch gerade den ärmsten der Armen fehlten oft die nötige Bildung und die Eigenmittel, um von diesem viel versprechenden Markt zu profitieren.

«Das Wirtschaftswachstum allein sagt noch nichts über die Verteilung des Reichtums aus», erklärt

Bereich der Bildung, der Grundversorgung und der Gesundheit, die es ihnen erlaubten, die Armutsschwelle zu überschreiten. «Ohne flankierende Massnahmen», sagt Christine Plüss, «können nur Menschen aus der unteren Mittelschicht, die schon über ein gewisses Startkapital oder über die nötige Ausbildung verfügen, vom Tourismus profitieren.»

Immer grosszügigere Bedingungen für internationale Investoren

Ein solches Beispiel kommt aus Gambia, wo die Regierung ein Abkommen mit Tourismusverbänden und Nichtregierungsorganisationen abgeschlossen hat. Wenn nun eine Früchtehändlerin aus Gambia die Erlaubnis erhält, auf dem Gelände eines «All-Inclusive-Palastes» ihre Fruchtsäfte anzubieten, dann kann diese Aktivität sehr schnell für diese Frau Einkommen generieren. Voraussetzung



Heuser / laif



Still Pictures



Reporters / laif



Techmann / laif

Plüss. Das von der UNWTO oft angeführte Beispiel der Malediven, Kapverden und Samoa, die Dank Tourismus die Schwelle der ärmsten Länder der Welt fast überschritten haben, überzeugt die Tourismus-Expertin nicht. Es handle sich um Kleinststaaten, deren Bruttosozialprodukt schnell gesteigert werden könne, jedoch ohne Garantie für eine Umverteilung.

Zur Überwindung der Armut müssten vielmehr Entwicklungsperspektiven für die einzelnen, betroffenen Menschen geschaffen werden. Daher brauche es zwingend flankierende Massnahmen im

ist jedoch, dass sie über genügend Eigenkapital für den Einkauf der Früchte verfügt.

Egal wie einträchtig die Branche für die lokale Bevölkerung auch ist. Tatsache bleibt: Heute setzen praktisch alle Länder auf den Tourismus und das hat verheerende Folgen für das Klima. Der Tourismusverkehr, insbesondere der Flugverkehr, ist nebst der Industrie einer der Hauptverursacher der Klimaveränderung und damit ein eigentlicher Boomerang für viele Tourismusdestinationen im Süden, vor allem für kleine Inselstaaten.

Hansruedi Müller, Dozent für Freizeit und Tou-

Äthiopien: Zwangsumsiedlung für Ökotourismusprojekt

Die African Parks Foundation (APF) hat 2004 rund 2000 Familien der Kore und Guji Oromo, insgesamt rund 10 000 Menschen, aus dem Ethiopia's Nechasar National Park umgesiedelt, um ein Ökotourismus-Projekt zu schaffen. Die betroffenen Menschen hätten keinerlei Kompensation erhalten, so die amerikanische Menschenrechtsorganisation Refugees International. Der Park soll mit einem Elektro-Zaun umschlossen, und zusätzliche Wildtiere wie Löwen, Büffel, Giraffen und Elefanten zu touristischen Zwecken angesiedelt werden. Die Stiftung betont, dass der Nationalpark bis 1962 unbewohnt gewesen sei. Ausserdem hätte die Umsiedlung mit der Zustimmung der betroffenen Bewohner stattgefunden. Refugees International hingegen spricht klar von einer Zwangsumsiedlung. In ihrem angestammten Lebensraum hätten sich die Kore und Guji Oromo selbst versorgt. Dies sei nun nur noch unter erschwerten Bedingungen möglich.



Roland Seiler / Still Pictures

risimus an der Universität Bern: «Der durch die Klimaveränderung bedingte Anstieg der Meereshöhe gefährdet die Strände, vor allem kleiner Inseln.» Besonders problematisch sei der Meeresspiegelanstieg an Orten wie den Seychellen, wo der Strand nur langsam ansteige.

«Das Meer trägt immer mehr Sand ab und ganze Strände verschwinden. Dennoch wäre es falsch», ist Hansruedi Müller überzeugt, «nun den Tourismus einfach zu verteufeln, denn für viele Entwicklungsländer kann er tatsächlich eine eigentliche Triebfeder des Aufschwungs sein.» Das zeige nicht zuletzt die Geschichte der Schweiz: «Arme Bergtäler, die einst den Einwohnern kaum ein Auskommen ermöglichten, zählen nun zu den reichsten Regionen der Welt.» Problematisch sei allerdings, dass gerade Entwicklungsländer vermehrt auf Luxus-Tourismus setzen.

In den letzten Jahren haben in der Tat viele arme Länder grosse Anstrengungen unternommen, um ein für den internationalen Tourismus förderliches Klima zu schaffen. Unter dem enormen Druck der Verschuldung haben sie sich den Liberalisierungsforderungen der reichen Länder gebeugt. Zudem wurden die ohnehin knappen Staatsmittel in die Erstellung touristischer Infrastrukturen wie Flughäfen und Strassen gesteckt, was zur Vernachlässigung anderer Wirtschaftszweige führte.

Meist kommen diese Investitionen aber fast ausschliesslich den internationalen Konzernen zugute. Die Krise nach dem 11. September 2001 hat einen eigentlichen Preiskampf unter den Anbietern angeheizt. Um im globalen Konkurrenzkampf unter den Tourismusländern zu bestehen, bieten die Gastländer ausländischen Investoren immer gross-

zügigere Bedingungen wie Steuererleichterungen, Mehrheitsbeteiligungen an Firmen und freien Rücktransfer der Gewinne. Laut offiziellen Berechnungen fliesst nur knapp die Hälfte des Preises einer Ferienreise auch tatsächlich ins Feriendland.

Mit fairem Handel aus der Sackgasse – Südafrika macht's vor

Experten sehen nun im fairen Handel im Tourismus einen möglichen Weg aus der Sackgasse. Wie dies gehen soll, zeigt ein Beispiel aus Südafrika. Dort ist 2003 aus dem Umweltverband «World Conservation Union» die «Fair Trade in Tourism South Africa» (FTTSA) hervorgegangen. Diese Organisation hat das erste Gütesiegel für faire Tourismusangebote entwickelt und bereits 17 Betriebe ausgezeichnet, die nachweislich faire Arbeitsbedingungen einhalten, sich für eine gerechte Einkommensverteilung einsetzen, benachteiligte Bevölkerungsgruppen fördern, eine ethische Unternehmenspolitik betreiben, sowie Menschenrechte, Kultur und Umwelt achten.

Die strenge Kontrolle durch die FTTSA-Prüfer haben hochklassige Safari-Lodges ebenso wie einfache Gasthäuser, die von Gemeinden betrieben werden, bestanden. Der faire Handel im Tourismus kommt bei der europäischen Kundschaft gut an und hat durchaus Zukunft, auch wenn sich ein international gültiges Label sicher nicht auf die Schnelle verwirklichen lässt. Christine Plüss ist dennoch zuversichtlich: «In zehn Jahren wird der faire Handel im Tourismus 25 Prozent des Schweizer Marktes ausmachen.» ■

Retter der Welt

Ich mag Berlin – nicht nur, weil es mir hier gut geht. Ich mag Berlin vor allem wegen der bunten Schar von Arbeitern, Beamten, Studenten, Arbeitslosen, türkischen und russischen Migranten, polnischen Klempnern, chinesischen und Thai-Köchen sowie unzähligen anderen Leuten, die man genau wie die oben erwähnten als echte Berliner bezeichnen kann. Es scheint, dass es in Berlin viel mehr Raum gibt, die eigene Nische zu suchen, als in jeder anderen deutschen Stadt. Berlin ist für alle attraktiv. Natürlich kann ich es mir nicht ohne Schriftsteller vorstellen, von denen es heute hier wohl die grösste Dichte pro Quadratmeter gibt. Genauso wenig kann ich es mir ohne Freaks vorstellen – traditionelle Berliner Narren, die ab und an demonstrieren, wie frei sie in dieser freien Stadt sind. Vergangenen Freitag habe ich meine Freunde besucht – ein polnisches Ehepaar, er arbeitsloser Schriftsteller, sie immer und überall bei ihm, verdient für zwei. Wir hatten uns lange nicht gesehen, also tranken und redeten wir bis spät in die Nacht. Meistens diskutieren wir über das Wesentliche: Reinkarnation, Psychoanalyse, die Probleme des Alkoholismus und die Mankos der Demokratie. Diesmal war mein Freund besonders ätzend. Ausführlich zählte er mir alle Katastrophen der vergangenen Wochen auf – abgestürzte Flugzeuge, untergegangene Schiffe, alle Feuer, Lawinen und Überschwemmungen, alle Erdbeben, alle Explosionen in Metros und Supermärkten und ausserdem alle Ausbrüche von Vogelgrippe und Fremdenhass. Zum Abschluss des Abends hörte ich von ihm, dass auf der Welt jeden Tag fünftausend Menschen Hungers sterben. Als ich um halb ein Uhr nachts nach Hause aufbrach war ich, ehrlich gesagt,

völlig fertig. Die Welt ist entsetzlich, dachte ich auf dem Weg zur U-Bahn, und voller tödlicher Gefahren.

Meine Freunde wohnen in Pankow, ich in Charlottenburg. Eine ziemliche Strecke, da hat man Zeit zum Nachdenken oder Lesen. Oder die anderen Passagiere zu mustern. Das tat ich denn auch. Dachte ein bisschen nach, musterte ein bisschen. Es gab nur noch wenige Passagiere, alle von Ermüdung und Einsamkeit gezeichnet. Ihre Gesichter weiss wie die von Harlekins. Es schien, als seien sie von allen auf der Welt verlassen und lebten nur aus Routine weiter. Im Grund hatten sie kein Ziel. Gut, dass wenigstens die U-Bahn fast durchgehend fährt. Was sie wohl derweil über mich dachten?

Am Alexanderplatz wechselte ich von der U- in die S-Bahn. Die letzten Punks lagen noch in der Unterführung, sich und ihre Hunde in Lumpen hüllend. Sie folgten mir mit völlig leeren Augen, ohne einen Funken. Schon wieder hatte ich nicht genug Kleingeld dabei, und alle

Kioske waren schon zu.

Am Hackeschen Markt kam ein Verrückter herein, der sich in einer mir unverständlichen Sprache mit sich selbst stritt. Er warf sich vernichtende Anschuldigungen an den Kopf und geriet immer mehr in Rage. Sein Geschrei störte mich dabei, über die soziale Gerechtigkeit nachzudenken.

Am Bahnhof Friedrichstraße stiegen ein Junge und ein Mädchen zu und setzten sich mir gegenüber. Beide waren sehr gross, sehr jung und schrecklich mager. Sie hörten Musik aus einem gemeinsamen Player und schwiegen. Dabei drängten sie sich aneinander, jeder mit seiner Hälfte der Musik, mit seinem Ohrstöpsel, und waren so dünn, so schwerelos, dass ich keinen Zweifel haben konnte: Es ist Liebe. Sie werden ein langes, glückliches Leben miteinander leben und an einem Tag gemeinsam sterben. ■

(Aus dem Ukrainischen)



Juri Andruchowytch, 1960 in Stanislaw in der Westukraine (230000 Einwohner, heute Iwano-Frankiwsk) geboren, lebt als Schriftsteller in der Ukraine. Er studierte Journalistik in Lemberg und Literatur in Moskau. Sein erster Gedichtband erschien 1985. Mit seinen ersten drei Romanen «Rekreacij» (Rekreation, 1992), «Moskowiada» (Moskowiade, 1993) und «Perverzija» (Perversion, 1996) avancierte er zu einem der bedeutendsten Autoren seines Landes. Auf Deutsch erschienen sind der Roman «Zwölf Ringe» (Suhrkamp 2005) sowie die Essays «Das letzte Territorium» (Suhrkamp, 2003) und gemeinsam mit Andrzej Stasiuk «Mein Europa» (Suhrkamp, 2004). Im März dieses Jahres erhielt er den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung 2006.



Die digitale Chance

Filmrollen sind bald nur noch Nostalgie – doch gerade diese Entwicklung weckt die Hoffnung auf Erfolgsgeschichten, neue Cinema Paradisos. Vor allem in Regionen, wo man sich das Filmemachen bis anhin kaum leisten konnte, führt die digitale Bildverbreitung zu einer Aufbruchstimmung. Von Gabriela Neuhaus.



Lifestyle-Themen und Kommerzdenken bestimmen das aktuelle Kinoprogramm – weltweit. Während auch in der Schweiz die Filmfördergelder neuerdings hauptsächlich in die Produktion und Promotion von seichten Kassenschlagern fließen sollen, schöpft der Bieler Filmmacher Stefan Kaspar in Peru neue Hoffnung für den sozial und entwicklungspolitisch engagierten Film. Grund für den «Lichtstreifen am Ende eines langen Tunnels», wie er es nennt, sind die kostengünstigen Möglichkeiten, welche die digitale Filmtechnologie eröffnet. Damit, so seine Vision, können sich Filmschaffende und Verleiher in Entwicklungsländern künftig von der schwerfälligen

und teuren Infrastruktur der Filmindustrie befreien. Film berührt die Menschen in ihrem Innersten, weckt Emotionen und wäre deshalb ein ideales Medium für Erziehung und Entwicklung. Dies das Credo von Stefan Kaspar, der seit bald 30 Jahren in Peru lebt und dort immer wieder versucht hat, entsprechende Filme zu drehen und zu fördern.

Der weite Weg zum Publikum

«Gute Filme sollten zur Schulung eines kritischen Blicks auf die eigene Realität, zur Stärkung des Selbstbewusstseins sowie zum Aufbau einer eigenen kulturellen Identität eingesetzt werden», sagt Kaspar und fügt gleichzeitig bei, dass dies in

Lateinamerika leider kaum stattfindet, und in den letzten Jahren immer weniger. Dies vor allem aus wirtschaftlichen Gründen: Die klassische Herstellung von Filmen ist teuer. In den armen Ländern Lateinamerikas konnte sich deshalb nie eine richtige Filmindustrie entwickeln. Zudem kam es in den letzten Jahren nicht nur in der globalen Filmproduktion zu einer Zentralisierung, sondern auch im Verleih.

Während es in Peru in den 1980er Jahren, als Stefan Kaspar dort seinen ersten Spielfilm drehte und unter die Leute brachte, über das ganze Land verteilt rund 250 Kinos gab, sind es heute noch 34 Multiplexkinos – 31 davon in der Haupt-

stadt Lima. Alle diese Kinos stehen in Verbindung zu einem Supermarkt, verkaufen 95 Prozent ihrer Tickets für US-amerikanische Filme und zu einem Preis, den sich der Grossteil der Bevölkerung nicht leisten kann. Trotz hoher Hürden und limitierter Mittel gab und gibt es aber auch aus Lateinamerika immer wieder Produktionen, die es auf den internationalen Filmmarkt schaffen. So zum Beispiel der peruanische Spielfilm «Días de Santiago». Er erzählt die Geschichte eines jungen Mannes, der nach dreijährigem Militärdienst in seine Heimatstadt Lima zurückkehrt. Der sozial engagierte Film feierte an zahlreichen Filmfestivals Erfolge und gewann u.a. 2004



Szenen aus «Compadre» von Mickael Wiström, Schweden/Peru 2005

auch den Regard d'Or am 18. Freiburger Internationalen Filmfestival. Trigon, der von der DEZA unterstützte Förderverein für Filme aus dem Süden und dem Osten, sorgte in der Folge dafür, dass die Geschichte vom Ex-Soldaten Santiago in den Schweizer Kinos zu sehen war. Ähnliche Unterstützung erhalten Filme aus dem Süden auch in anderen Ländern Europas. So werden diese Produktionen im reichen Westen von einem kleinen, meist intellektuellen Publikum gefeiert, während jene Menschen, von denen der Film erzählt und an die er in erster Linie gerichtet ist, kaum je eine Chance haben, ihn zu sehen. Doch damit soll nun Schluss

sein: Vor zwei Jahren starteten die Filmschaffenden der Grupo Chaski, deren Gründungsmitglied Stefan Kaspar ist, in Peru ein Projekt zur Förderung von Kleinstkinos, sogenannten Microcinemas. Nun reist die Geschichte von Santiago, auf eine DVD gepresst, zu ihrem Publikum (siehe Randspalte S.32).

Internationales Interesse an Mikrokinos

Filmprojektionen ab DVD statt mit teuren Filmkopien, die auch eine entsprechende Infrastruktur erfordern, sind relativ neu und haben sich bei uns noch kaum durchgesetzt. Im peruanischen Kontext scheint dies einfacher zu gehen: «Wir befanden uns in

einer filmischen Wüste – die digitale Technologie gibt uns die Chance, neu anzufangen. Nach 25 Jahren Leidensweg konnten wir das Kino neu erfinden», umschreibt Stefan Kaspar die Situation in seiner Wahlheimat. Während Chaski anfänglich die Infrastruktur für die Filmvorführungen zur Verfügung stellte, zielt das Projekt heute darauf hin, dass einzelne Kleinunternehmer, Gemeinden oder Gemeinschaften selber in die Einrichtung eines Kinos investieren. Die Kosten für DVD-Player, Beamer und Lautsprecher belaufen sich auf rund 3000 bis 5000 US Dollar. Laut Stefan Kaspar ein normaler Startbetrag für einen Kleinbetrieb. Im Lauf des letzten Jahres hat

Chaski nun eine Reihe von Filmen auf DVD überspielt, die als sogenannte Programm-Kits an Mikrokinobetreiber verliehen werden. Jedes Kitt enthält je einen Kurz-, Spiel- und Dokumentarfilm sowie ein Filmprogramm für Kinder. In der Zeitung Nuestro Cine informiert Chaski über die Filme und ihre Hersteller sowie über die Mikrokinos. Mit der Ausbildung von Promotoren soll sichergestellt werden, dass das Projekt gleichermassen für Kinobetreiber, Verleiher, Filmemacher und Zuschauer zu einem Erfolg wird. Das Modell, aus der Not geboren, hat internationales Interesse geweckt. Im Herbst 2005 konnte Projektleiter Stefan



Szenen aus «Días de Santiago» von Josué Méndez, Peru 2004

Kaspar das peruanische Microcine-Modell am Digimart in Montreal, einem innovativen Forum für digitalen Bilderaustausch, vorstellen.

Hier zeigte sich, dass die Entwicklung zur digitalen Filmprojektion im Süden möglicherweise schneller und einfacher vor sich geht, als in den von der Filmindustrie begehrten Märkten im Norden, wo es für unabhängige Filmemacher und Verleiher schwieriger scheint, eigene Massstäbe durchzusetzen. «Gegen unseren Willen sind wir zu Pionieren in der digitalen Kommunikation geworden», stellt Stefan Kaspar fest und ergänzt: «Die neuen Technologien ermöglichen und erfordern auch einen neuen Umgang mit

dem Medium.» Diese Möglichkeiten zu ergründen und erproben, damit hat man auch in Peru erst angefangen.

Kontinentale Vernetzung

Während in Peru die sechs ersten DVD-Filmkitts zirkulieren, ist Chaski auf der Suche nach weiteren Unterstützungsgeldern, um den Startschub für das Mikrokino-Projekt in ganz Lateinamerika anzukurbeln. Dieses Jahr sollen acht weitere Programmkitts zusammengestellt werden, darunter erstmals Sprachversionen in Quechua und Aymara für die Indiobevölkerung. In Brasilien gab Kulturminister Gilberto Gil einen fulminanten Startschuss fürs digitale Kinozeitalter, indem er

einen ersten Kredit für die Errichtung von 20 Mikrokinos sprach, und in Nicaragua baut Félix Zurita, ein weiterer ausgewanderter Schweizer Filmemacher, digitale Mikrokinos auf. Bereits spricht Stefan Kaspar von einem Netzwerk «Cine latino para gente latina» (Lateinamerikanisches Kino für Lateinamerikas Menschen). Und vielleicht stehen dort, fern von den kommerziellen Interessen und dem Prestigedenken der grossen Filmindustrie, die Chancen für ein engagiertes Kino heute besser als anderswo. ■

Cine y Vida

Im Rahmen des Pilotprojekts «Cine y Vida» (Kino und Leben) zeigte Grupo Chaski 2004, mit Unterstützung der DEZA, an 25 Orten im peruanischen Urwald, in den Anden und an der Pazifikküste rund 20 Dokumentar- und Spielfilme aus Peru und aus der Schweiz. Bereits mit diesen ersten DVD-Projektionen erreichten die Mikrokino-Promotoren über 6000 Zuschauerinnen und Zuschauer, die entweder den Zugang zum Kino verloren oder noch gar nie gehabt hatten. Homepage Grupo Chaski: www.grupochaski.org



Wunderbare Stimme

(er) Im Timbre seiner Stimme sei etwas, das klinge wie eine Reise durch Burkina Faso, Niger und Mali, schwärmte Weltstar Youssou N'Dour, als er dessen CD-Debüt produzierte. Jetzt beglückt, nach gut fünfjähriger Karenz, der 50-jährige Sänger, Perkussionist und Gitarrist Cheikh Lô aus Senegal seine mittlerweile weltweite Fangemeinde mit einem dritten Album. Der Baye Fall (Angehöriger einer islamischen Mouriden-Bruderschaft) entführt seine Fans mit souliger Lockerheit in fesch-funkige und zuweilen hymnische Bläsersätze, harmonische Talking Drum-Pattern, Perkussionsfeuerwerke der vierzigköpfigen bahianischen Samba-Bloco Afro Ilê Aiyê und mitreissend-faszinierenden Chorgesang. Und über allem schwebt Lös wunderbare, sonnig-warme, leicht fiebrig-angehaute, tief aus der Kehle oder besser Seele kommende Stimme. Sie richtet sich in Wolof gegen Kriege und Armut und preist die Liebe und im Titelsong Cheikh Ibra Fall alias Lamp Fall, den Gründer der Bay Fall Religionsgemeinschaft. *Cheikh Lô: «Lamp Fall» (World Circuit - Indigo/RecRec)*

Indiens klingendes Kino

(er) Bollywood, das Wortspiel aus den Anfangsbuchstaben der indischen Stadt Bombay und Hollywood, ist zum Synonym für die exorbitante Traum- und Kitschfabrik der hyperproduktiven indischen Filmindustrie ge-

worden. Deren filmische Epen mutieren zum trendigen Kult. Entscheidend zum Bollywood-Erfolg tragen die im Playback gesungenen Lieder bei, von Sängern und Legenden wie Geeta Dutt, Asha Bhosie oder Lata Mangeshkar, die alle genauso vergöttert werden wie die Schauspieler. «Indiens klingendes Kino» dokumentiert eine liebevoll zusammengestellte Doppel-CD-Anthologie mit 23 Soundtracks aus den Jahren 1949 bis 2001. Die befremdliche Exotik der oft opulent orchestrierten und durch kontrastierende Sitar- und Tabla-Klänge akzentuierten Lieder sowie der hoch und nasal klingenden Gesangsstimmen verblasst bald einmal und die indischen Ohrwürmer erobern unser Gehör mit ihrer überschäumenden Klang- und Rhythmus-Vielfalt. *Various: «Bollywood – An Anthology of Songs from Popular Indian Cinema» (Silva Screen Records/Phonag)*

Sozialkritische Attacks

(er) Vor fünf Jahren erhielt er den Grammy fürs beste Reggae-Album. Sein aktueller Longplayer «Welcome to Jamrock» machte ihn in den USA zum Crossover-Star mit dem fulminantesten Start aller Zeiten für eine Rasta-CD. Und seine schonungslose Momentaufnahme der gesellschaftlichen Misere in Jamaika auf dem vorab veröffentlichten Titeltrack erregte während Monaten grosse Resonanz. Der 28-jährige Damian



Marley erfüllt alle Erwartungen als jüngster Spross des Reggae-Übervaters Bob Marley, der letztes Jahr seinen 60. Geburtstag gefeiert hätte. Seine Lyrics sind – abgesehen von einer rauchig-spirituellen Liebesballade – knallharte sozialkritische Attacks, egal, ob sich der Riddim-Flow ins Bombastische oder Atemlose, ins Pumpende oder Melodiose zu Roots, Ragga, Dancehall oder HipHop hin bewegt. Traumwandlerisch balanciert sich Juniors Stimme durch die Stile, unterstützt vom Halbbruder Stephen als Produzent und von namhaften Gästen. So etwa ein Stück von der HipHop-Ikone Nas, gesampelt mit Ella Fitzgeralds Stimme, das nicht nur beim ReggaeFan für Gänsehaut sorgt.

Damian «Junior Gong» Marley: «Welcome To Jamrock» (Tuff Gong/Universal)

Finanzielle Unterstützung für Schulprojekte

(bf) Die unter anderem von der DEZA unterstützte Stiftung Bildung und Entwicklung kann Bildungsprojekte für Schulen in der Schweiz in den Bereichen Nord/Süd sowie gegen Rassismus finanziell fördern. Dabei sollen Nord/Süd-Projekte die globalen Zusammenhänge aufzeigen und das Verständnis für soziale Gerechtigkeit fördern, und Anti-Rassismus-Projekte die Diskriminierung aufgrund von Herkunft, Anschauung und Religion zum Thema haben. Zur Anregung finden sich bereits durchgeführte Projekte, Tipps zur Umsetzung, kommentierte Materialvorschläge für den Unterricht sowie nützliche Adressen und Links auf www.projektegegenrassismus.ch. Antragsberechtigt sind Schulen sowie Organisationen, die Schulen bei der Durchführung von Projekten unterstützen. Der nächste Eingabeschluss für Pro-

Schulen und Lehrmittel

Service

jektanträge ist der 15. September an folgende Adresse: Stiftung Bildung und Entwicklung, Zentralsekretariat, Monbijoustr. 31, 3011 Bern. Ein Antragsdossier mit Kriterien-Checkliste, Fragebogen und detaillierten Informationen kann über die gleiche Adresse angefordert oder über www.globaleducation.ch heruntergeladen werden.

Jugendliche und internationale Zusammenarbeit

(bf) Cinfo, das Zentrum für Information, Beratung und Bildung sowie Berufe der internationalen Zusammenarbeit, richtet sich in seiner neusten, überarbeiteten Broschüre an Jugendliche. Im Informationsdossier «Internationale Zusammenarbeit – Möglichkeiten und Alternativen für Jugendliche» finden junge Leute eine Fülle von Informationen und eine ausgedehnte Sammlung von konkreten Anregungen: Von Workcamps über interkulturelle Begegnung bis zu Sozialeinsätzen. Das Dossier ist die einzige in der Schweiz verfügbare, umfangreiche Information für Jugendliche, die sich früher oder später, beruflich oder nichtberuflich, in der Schweiz oder im Ausland in der internationalen Zusammenarbeit engagieren möchten. Es kann auf www.cinfo.ch, Rubrik Publikationen, als PDF-Dokument gratis heruntergeladen werden.

Grenzenlose Fotos

(bf) Zu ihrem 15. Geburtstag hat die Schweizer Sektion von Reporter ohne Grenzen einen Bildband mit Aufnahmen von 20 prominenten Schweizer Pressefotografen und -fotografinnen herausgebracht. Neben berühmten Namen wie Anne-Marie Grobet, Luc Chessex, René Burri und Michael von Graffenried sind auch Fotografen dabei, deren Fotografien



Bücher und Broschüren

auch schon in *Eine Welt* veröffentlicht wurden, so etwa von Olivia Heussler, Thomas Kern oder Didier Ruff. Die eindringlichen Bilder reden von Freiheit, die bekanntlich viele und vor allem unerwartete Gesichter hat: Zwei Knaben in Algier, die «Polizist und Terrorist» spielen, die Nachrichtensprecherin aus Ruanda bei Radio Agatashya in Zaire oder eine alte Roma, die erstmals in ihrem Leben ihren Wahlzettel in die Urne wirft. Für den Bildband haben die Fotografen und Fotografinnen die Rechte an den Bildern an Reporter ohne Grenzen abgetreten, um die Menschenrechtsorganisation in ihrem Kampf zu unterstützen.

«Liberté, Freiheit, Libertà. Schweizer Fotografen für die Pressefreiheit» von Reporter ohne Grenzen; zu beziehen an Kiosken und in Buchhandlungen der ganzen Schweiz oder über www.rsf-ch.ch

Insel-Spagat

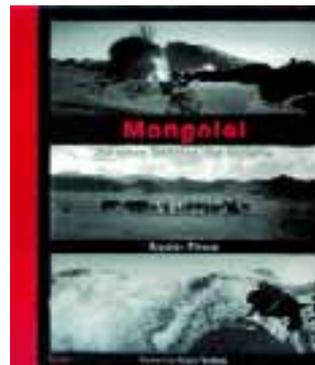
(bf) Der Uruguayaner Daniel Chavarría hat sich in seinem neusten Buch einiges vorgenommen. «Die sechste Insel» spielt in drei Jahrhunderten, die Schauplätze sind an so verschiedenen Orten wie New York, Karibik, Chile, Kolumbien, Sri Lanka, Singapur, England oder Marokko angesiedelt, und das Ganze kommt gleichzeitig als Kulturgeschichte, Wirtschaftskrimi, Beichtbericht, Liebes-

roman und Piratenstory daher. Da berichtet ein ehemaliger Jesuitenzögling aus Uruguay seinem väterlichen Freund, was ihm während der letzten zwanzig Jahre widerfahren ist. Oder da wird Lou Capote als Topmanager eines Elektronik Konzerns damit beauftragt, einen neuartigen Laser auszuspionieren. Daniel Chavarría verpackt seine profunden historischen Kenntnisse und seine eigene wechselvolle Biographie – er arbeitete unter anderem als Fremdenführer in Madrid, als Bergarbeiter in Essen, als Logistiker einer kolumbianischen Guerilla oder als Professor für Griechisch und Latein in Kuba – stilsicher, witzig und spannend in einen Abenteuerroman.

«Die sechste Insel» von Daniel Chavarría, Edition Köln 2005

Dschingis Khans Nachfahren

(bf) Dieses Jahr begeht die Republik Mongolei die 800-Jahr-Feier zur Erinnerung an die Zusammenführung der turko-mongolischen Stämme zum damaligen mongolischen Grossreich unter Dschingis Khan, der weite Teile Zentralasiens und Nordchinas unter seine Kontrolle brachte. Gleichzeitig steht das Land heute vor einem grossen Umbruch und einer schwierigen Zukunft. In ihrem Bildband «Mongolei – Zwischen Tradition und Moderne» hat die Französin Sophie Zénon in grosszügigen



Panorama-Aufnahmen den Alltag der Menschen festgehalten, ihre Beziehung zur Natur, ihre Traditionen, die sozialen, kulturellen und politischen Veränderungen. Seit acht Jahren bereist die Ethnologin und Fotografin die Mongolei und verbrachte mehrere Monate in einer Nomadenfamilie, die von der Viehzucht lebt. Die Fotografien spannen in sehr persönlich gehaltenen Bildern den Bogen zwischen den Extremen dieses weiten Landes.

«Mongolei – Zwischen Tradition und Moderne» von Sophie Zénon, 2005 Benteli Verlag Bern

Zwischen afrikanischem und französischem Erbe

(bf) Alice Bienaimé ist die wohlbehütete Tochter einer haitianischen Familie, die sich seit der Sklavenbefreiung 1804 von Generation zu Generation zum Mittelstand hochgearbeitet hat, als Vorbild immer die Kultur und den Gott der Weissen vor Augen. Sie ist sechs, als die Haitianer 1934 den Abzug der US-Truppen feiern und ihr Vater sie auf den Schultern durch die jubelnde Menge trägt. Sie ist achtzehn, als die Studenten zum Generalstreik aufrufen und Präsident Lescot gestürzt wird. Und sie ist Anfang zwanzig, als sie die Insel verlässt, um in New York zu studieren. In ihrem ersten Roman spürt die Haitianerin Yanick Lahens dem in ihrem Heimatland omnipräsentem Konflikt zwischen afrikanischem und französischem Erbe nach und schafft zugleich eine Metapher für die heutige Situation in Haiti – eindrücklich, beklemmend und distanziert.

«Tanz der Ahnen» von Yanick Lahens, Rotpunktverlag 2004

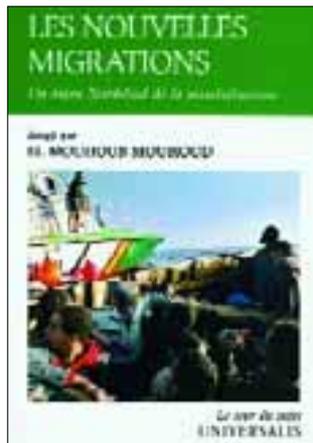
Fremde Welten

(bf) Kulturelle Identität, interkulturelles Zusammenleben, Globalisierung... In der Kinder-

und Jugendliteratur spiegelt sich unsere Gesellschaft. Der Kinderbuchfonds Baobab gibt mit «Fremde Welten» ein komplett überarbeitetes und aktualisiertes Verzeichnis empfehlenswerter Bücher, Hörbücher sowie Materialien für den Unterricht zu diesen Themen heraus. Die ausgewählten 200 Titel ermöglichen Einblicke in unbekannte Welten, öffnen Horizonte und zeigen Möglichkeiten des friedfertigen Zusammenlebens auf. Das Verzeichnis ist ein wichtiges Hilfsmittel für Lehrkräfte, Bibliothekarinnen, Eltern und andere Vermittlungspersonen. Jeder Eintrag enthält eine Besprechung, Angaben zu Lesealter und Schauplatz sowie alle nötigen bibliographischen Daten. Die Kriterien für die Beurteilung sind auf der Website des Kinderbuchfonds Baobab publiziert. «Fremde Welt», Herausgegeben vom Kinderbuchfonds Baobab, Laufenstrasse 16, 4018 Basel; info@baobabbooks.ch, www.baobabbooks.ch

Anziehungskraft für qualifizierte Arbeit

(jls) In den 1990er Jahren hielten die Industrieländer die Liberalisierung des Handels für ein Mittel zur Drosselung der Immigration. Die Hypothese hat sich nicht bestätigt. Die Alterung der eigenen Bevölkerung und der zunehmende Bedarf an qualifizierten Arbeitskräften liessen diese Länder auf eine selektive Immigrationspolitik umschwelen. In einem Sammelband von



Herausgeber El Mouhoub Mouhoud, Wirtschaftsprofessor in Paris, analysieren französische Experten die Migrationsströme und die sie begleitende Politik. Der Beitrag der armen Länder zur Globalisierung besteht paradoxerweise darin, die bestqualifizierten Migranten in den Norden ziehen zu lassen. Die Überweisungen emigrierter Arbeitskräfte sind für die Wirtschaft der Entwicklungsländer, die am Welthandel oft kaum teilhaben, eine wichtige Finanzierungsquelle. Zwischen hermetisch abgeriegelten Grenzen und Immigrationsströmen, die ausschliesslich den Aufnahmeländern dienen, müssen neue Wege erkundet werden.

«Les nouvelles migrations – Un enjeu Nord-Sud de la mondialisation», herausgegeben von El Mouhoub Mouhoud, Universalis, Kollektion «Le tour du sujet», 2005

Blindgänger des Wiederaufbaus

(jls) Nach dem Tsunami vom Dezember 2004 kamen rund

11 Milliarden Dollar privater Spenden zusammen. Richard Werly, Journalist der Westschweizer Tageszeitung «Le Temps», hat das Verhalten der humanitären Akteure beobachtet, die die Riesensummen verwalten müssen. In seinem ein Jahr nach der Katastrophe erschienenen Buch lässt er ihre Erfolge, aber auch ihre Fehler und Frustrationen Revue passieren. In vielen Fällen entspricht die Hilfe den dringenden Bedürfnissen der Bevölkerung nicht. Der Wiederaufbau steht in keinem Verhältnis zum ausserordentlich grosszügigen Geldsegen, der an die Ufer des Indischen Ozeans gespült wurde. Unzählige Familien werden noch immer in provisorischen Lagern untergebracht und sind von internationaler Nahrungsmittelhilfe abhängig. Milliarden von Dollar liegen auf Bankkonten, währenddem die Überlebenden nur ein bisschen Geld bräuchten, um den Alltag wieder



zu bewältigen. Warum bloss wurden keine Mechanismen geschaffen, die in grossem Massstab finanzielle Direkthilfe gewähren können? Der Autor weist auf den Erfolg des Schweizer Projekts «Cash for Host Families» hin, das die Überbelegung der Lager in Sri Lanka abbauen konnte. Allerdings handelt es sich um eine Ausnahmeerscheinung, wie er mit Bedauern festhält. Richard Werly «Tsunami, la vérité humanitaire», Editions du Jubilé, Paris, 2005

EDA-Spezialisten kommen zu Ihnen

Verschiedenes Möchten Sie sich aus erster Hand über die schweizerische Aussenpolitik informieren? Referentinnen und Referenten des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) stehen Schulklassen, Verbänden und Institutionen für Vorträge und Diskussionen zu zahlreichen ausserpolitischen Themen zur Verfügung. Der Vortragsdienst ist kostenlos, kann seine Dienstleistungen jedoch nur innerhalb der Schweiz anbieten, und es sollten mindestens 30 Personen an der Veranstaltung teilnehmen. Weitere Informationen: Vortragsservice EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern; Tel. 031 322 31 53 oder 031 322 35 80; Fax 031 324 90 47/48; E-Mail: info@eda.admin.ch

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Harry Sivec (verantwortlich)
Catherine Vuffray (vuc - Gesamtkoordination)
Barbara Affolter (abb) Joachim Ahrens (ahj)

Thomas Jenatsch (itm) Jean-Philippe Jutzi (juj)
Antonella Simonetti (sia) Andreas Stauffer (sfx)
Beat Felber (bf)

Redaktion

Beat Felber (bf - Produktion)
Gabriela Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr)
Jane-Lise Schneeberger (jls)
Ernst Rieben (er)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie Mermod SA, Lausanne

Druck Vogt-Schild Druck AG, Derendingen

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht.

Abonnemente

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: DEZA, Medien und Kommunikation, 3003 Bern
Tel. 031 322 44 12 Fax 031 324 13 48
E-Mail: info@deza.admin.ch
Internet: www.deza.admin.ch

860148187

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage 57'500

Umschlag Bürgerkrieg im Kongo
Holland. Hoogte / laif

ISSN 1661-1667

In der nächsten Nummer:

Entwicklungspartnerschaften: Nicht jede Partnerschaft macht überall gleich viel Sinn. Ein Dossier über die Unterschiedlichkeit, Spannungsfelder und Zusammenhänge von lokalen bis internationalen Partnerschaften.



Meissner / itaf